

Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie



Rundbrief 1/1/2002

Rundbrief der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie

Jahrgang 1, Heft 1, 2002

Zitierung gemäß der RGK-Richtlinien (Ber. RGK 71, 1990, 973ff.):

Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie Arch.

ISSN 1619-1005 (E-mail)

ISSN 1916-2761 (Print)

Frontbild: Andreas Northe nach einer Idee von Sabine Reinhold unter Verwendung einer nordossetischen Psalie (Ja. V. Domanskij, Drevnjaja chudoshestvennaja bronza Kavkaza s sobranii Gosudarstvennogo Ermitasha [Moskva 1984] 182 ff. Inv. Nr. 1731/11-12).

Impressum

Sprecherrat

Stefan Burmeister + Nils Müller-Scheeßel (Oldenburg, Frankfurt – Sprecher), Norbert Goßler (Wünsdorf), Alexander Gramsch (Leipzig), Gabriele Mante (Berlin/Essen), Andreas Northe (Halle), Sabine Reinhold (Berlin), Ulrike Sommer (Leipzig)

Redaktion Rundbrief

Sabine Reinhold, Nils Müller-Scheeßel

Layout

Nils Müller-Scheeßel

Postanschrift

Nils Müller-Scheeßel, Theorie-AG (Sprecher), Römisch-Germanische Kommission, Palmengartenstraße 10–12, 60325 Frankfurt/Main

Bankverbindung

ARGE Theorie, Kto. 6 593 896 01, Dresdner Bank Berlin, BLZ 100 800 00; Jahresbeitrag: € 6,-

Inhalt

Editorial	4
Tagungen	5
4. Deutscher Archäologenkongreß, 21.–24. Mai 2002, Hamburg	5
Theorie-AG-Sektion: Programm und Abstracts	5
Sektion "Archäologie im Museum"	9
8th EAA Annual Meeting, 24.–29.9.2002, Thessaloniki: Programmauszug	10
Neue Literatur	11
Rezension	16
ARENA.....	18
A) Archäologie als Performance.....	18
Re: Archäologie als Theater (war: Archäologie als Performance) von <i>Gerson H. Jeute</i>	18
B) Der Streit um Troia	20
Was ist los mit Troia? von <i>Justus Cobet</i>	21
Der Kampf um Troia: Ein Kommentar von <i>Tobias Kienlin</i>	23
C) Hochschulreform.....	26
Zur Diskussion der Hochschulreform in Deutschland von <i>Marco Weiß</i>	26
Ein großes Experiment mit Menschen: Anmerkungen zum neuen Hochschuldienstrecht für junge Geisteswissenschaftler von <i>Stephan Niedermeier</i>	30
Neues aus ... der Türkei von <i>Reinhard Jung</i>	36
Tagungsberichte.....	42
A) Volksgeschichte, völkisches Denken und regionenbezogene Identifikation von <i>Susanne Grunwald</i> und <i>Anne Homann</i>	42
B) Nachrichten von der TAG, 13.-15. Dezember 2001 in Dublin von <i>Nils Müller-Scheeßel</i>	49

Liebe Freunde,

Berlin/Frankfurt a. M., April 2002

nachdem wir beim letzten Rundbrief etwas Probleme mit dem rechtzeitigen Verschicken der papiernen Version des Rundbriefes hatten, hat diesmal hoffentlich alles so geklappt, daß ihr den Rundbrief rechtzeitig vor der Verbandstagung in Hamburg Ende Mai erhalten habt.

Die Theorie-AG wird dort mit einer Sektion zum Thema „Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen“ vertreten sein. Weiter hinten findet ihr das Programm und kurze Abstracts, die zur Einstimmung in das Thema gedacht sind. Wir hoffen, daß sich möglichst viele rege an den Diskussionen beteiligen werden und freuen uns auch schon vor ab über Kommentare.

Ein weiteres Thema des Rundbriefs ist neben einem Bericht über die TAG in Dublin und eine Tagung in Leipzig einmal mehr der Problembereich der wissenschaftspolitischen Instrumentalisierung archäologischer Funde. Troia und die ‚Wiege Europas in Anatolien‘ stehen zur Zeit im Zentrum einer – vehement auch außerhalb des wissenschaftlichen Elfenbeinturms geführten – Diskussion. Ohne hier die ‚Troia-Debatte‘ aufnehmen zu wollen, finden sich zwei Beiträge zum wissenschaftstheoretischen und forschungspolitischen Aspekt dieser Diskussion. Reinhard Jungs aktueller Statusbericht aus der Türkei zeigt dann eine weitere Facette dessen, wohin der ‚Troia-Mythos‘ führen kann.

Forschungspolitik zeichnet auch den dritten größeren Themenkomplex dieses Rundbriefs aus. Die momentanen Umstrukturierungen an den Universitäten und Forschungseinrichtungen werden in naher Zukunft nicht nur Einfluß auf die Ausbildung der kommenden Archäologengenerationen haben, sondern auch gravierende Einschnit-

te in die Arbeit von Kulturwissenschaftlern an öffentlichen Institutionen haben. Beim letzten T-AG-Treffen in Trier wurde betont, wie wichtig es sei, Wissenschaftstheorie als wesentlichen Inhalt einer gestrafften Ausbildung zu verankern, den es in die Diskussion um neue Ausbildungsstrukturen einzubringen gelte. Ob dies nicht ein idealistisch und illusorisches Vorhaben ist, sollte man sich nach den Beiträgen von Marco Weiss zur Studienreform und Stephan Niedermeier zum Hochschulrahmengesetz fragen.

Ansonsten findet ihr im vorliegenden Rundbrief Arena-Beiträgen zum Thema „Eingrabung“, Literatur- und Ausstellungstips und vieles mehr.

Schließlich möchten wir erwähnen, daß der Theorie-AG-Rundbrief inzwischen eine eigene ISSN-Nummer besitzt (sogar zwei, um genau zu sein: eine für die Papier- und eine für die e-mail-Version). Auch wird den Beziehern der Papierversion aufgefallen sein, daß wir den Rundbrief nunmehr in gebundener DIN-A5-Form ausliefern. Ob wir das durchhalten können, hängt auch ganz wesentlich von eurer Zahlungsmoral ab.

Deshalb wie immer die leidige Aufforderung: Wer seinen Jahresbeitrag noch nicht überwiesen hat, der tue dies bitte noch! Es ist für eine gute Sache!

Ansonsten wünschen wir viel Spaß beim Lesen und weisen nochmals auf die T-AG-Sektion in Hamburg hin.

*Sabine Reinhold und
Nils Müller-Scheeßel*

Tagungen

4. Deutscher Archäologenkongress, 21.–24. Mai 2002, Hamburg

Wie bereits im letzten Rundbrief angekündigt, wird die Theorie AG bei der Tagung in Hamburg mit einer eigenen Sektion vertreten sein. Im folgenden findet ihr das genaue Programm und – soweit vorhanden – die dazugehörigen Abstracts. Außerdem wollen wir noch auf die neue Arbeitsgemeinschaft ‚Archäologie im Museum‘ verweisen, die sich dort mit einer Sektion vorstellen wird (s. u.).

Tagungstag: Mittwoch, 22. Mai 2002

Tagungsraum: Hörsaal K

Thema:

Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen.
Die Interpretation sozialer Identitäten in der Ur- und Frühgeschichte

Diskussionsleitung: Stefan Burmeister

- 9.00 Uhr Stefan Burmeister: Begrüßung und Einführung
- 9.30 Uhr Nils Müller-Scheeßel: Traditionelle Ansätze der Identifizierung und Abgrenzung sozialer Gruppen
- 10.00 Uhr Andrea Zeeb-Lanz: Überlegungen zu Sozialaspekten keramischer Gruppen – Beispiele aus dem Neolithikum Südwestdeutschlands
- 10.30 Uhr PAUSE
- Diskussionsleitung: Stefan Burmeister
- 11.00 Uhr Andreas Zimmermann: Kulturgeographische Grenzen in der Bandkeramik – Das Problem von Identitäten
- 11.30 Uhr Ursula Brosseder: Unterschiedliche Ebenen sozialer Identitäten am Beispiel der Hallstattzeit Nordostbayerns
- 12.00 Uhr Jochen Brandt: Segmentäre Gesellschaften in der Vorrömischen Eisenzeit – Warum man keine Grenzen ziehen kann, wo es keine gibt
- 12.30 Uhr MITTAGSPAUSE
- Diskussionsleitung: Nils Müller-Scheeßel
- 14.00 Uhr Frank Siegmund: Soziale Identitäten in der Merowingerzeit-Forschung
- 14.30 Uhr Sven Spiong: Auf der Suche nach Identität – Mittelalterliche Fibeln und Gewandnadeln als Indikatoren
- 15.00 Uhr Abschlußdiskussion

Traditionelle Ansätze der Identifizierung und Abgrenzung sozialer Gruppen

Nils Müller-Scheeßel

Zu Recht sind Karten und Kartierungen ein wichtiger Bestandteil archäologischen Arbeitens; dementsprechend werden sie gerne auch dazu benutzt, (Kultur-)Gruppen zu umschreiben oder gegeneinander abzugrenzen.

Wie am Beispiel der Hallstattforschung gezeigt werden soll, geschieht das jedoch häufig vor dem Hintergrund eines atomistischen Kulturbegriffs, der lediglich darauf abzielt, möglichst viele archäologische Objektgruppen mit einem jeweils ähnlichen Verbreitungsbild zu identifizieren. Dieses Verfahren weist drei wesentliche Schwachpunkte auf: Erstens ist empirisch ist nicht zu entscheiden, wo die zu ermittelnden Grenzen liegen oder wieviele Objekte zu ihrer Umschreibung ausreichen könnten, zweitens werden die Objekte aus ihrem Kontext gerissen, in welchem inhaltlichen Zusammenhang sie stehen sollen, bleibt unklar, und drittens setzt diese Verfahrensweise ein in sich geschlossenes Gebiet voraus und basiert somit auf einer antiquierten Auffassung des Charakters sozialer Gruppen.

Fruchtbarer dürfte da der Ansatz von H. J. Eggers sein, der statt der skizzierten Vorgehensweise die Kartierung von "Grabsittenkreisen" vorzog. Die Frage, welche ehemaligen sozialen Konfigurationen sich hinter derartigen "Sittenkreisen" verbergen mögen, ließ er allerdings weitgehend unbeantwortet.

Überlegungen zu Sozialaspekten keramischer Gruppen. Beispiele aus dem Neolithikum Südwestdeutschlands

Andrea Zeeb-Lanz

Im Neolithikum ist der Kulturbegriff auf das engste mit der Artefaktgruppe „Keramik“ verknüpft – „Kulturgruppen“ werden über spezifische Keramikausprägungen definiert und in chronologische Ordnungen eingehängt. Schon Anfang der 70er Jahre beklagte Jens Lüning eine „wahre Inflation von Kulturen und (Kultur-)Gruppen, worunter freilich Verschiedenartiges verstanden wird“. Inwieweit eine durch Keramik identifizierte „Kultur“ oder „Kulturgruppe“ auch tatsächlich mit einer sozialen Gemeinschaft verknüpft werden kann, ist eine Frage, mit der sich außer Lüning bereits zahlreiche weitere Neolithforscher – mit unterschiedlichem Erfolg – beschäftigt haben.

In diesem Beitrag wird die Frage gestellt, ob und wenn ja welche sozialen Implikationen sich aus keramischen Gruppen ableiten lassen. Dabei kommt der Kommunikation zwischen sozialen Gemeinschaften eine entscheidende Bedeutung zu; über den Intensitätsgrad der Kommunikation ist kulturelle Ähnlichkeit, die sich z. B. in Keramikformen und -verzierungen niederschlagen kann, für uns erkennbar. Eine völlig isolierte soziale Gemeinschaft wird eine eigenständige Kultur entwickeln; in der Regel stehen jedoch alle Sozialgemeinschaften in ständigem Kontakt und Austausch mit diversen Nachbargruppen. Dabei werden kulturelle Aspekte von anderen Gruppen übernommen oder eigene weitergegeben. Kommunikation kann über zahlreiche Kanäle stattfinden, wobei nicht zuletzt auch Gegenstände wie Keramik, Werkzeuge oder Schmuck als Kontakt- und Kommunikationsmittel zum Einsatz kommen.

Hier setzt auch der Vortrag an und verknüpft theoretische Ansätze zu Kommunikationsmodellen mit materiellen Hinterlassenschaften aus dem südwestdeutschen Neolithikum. Ausgegangen wird dabei von der These, dass die Ähnlichkeiten oder Unterschiede in der Keramik zeitparalleler Fundstellen soziale Gruppierungen anzeigen, wobei allerdings nicht, wie dies in

der „neolithischen Praxis“ so häufig stillschweigend impliziert wird, automatisch verschiedene „Kulturen“ hinter den Keramikausprägungen respektive den sozialen Gruppen, die durch diese signalisiert werden, stehen müssen.

Kulturgeographische Grenzen in der Bandkeramik. Das Problem von Identitäten

Andreas Zimmermann

[Abstract lag bei Redaktionsschluß noch nicht vor]

Unterschiedliche Ebenen sozialer Identitäten am Beispiel der Hallstattzeit Nordostbayerns

Ursula Brosseder

Am Beispiel der archäologischen Hinterlassenschaften im hallstattzeitlichen Nordostbayern wird anhand von Gräbern exemplarisch aufgezeigt, in welchen unterschiedlichen räumlichen Kreisen ein Individuum eingebunden ist. Die Kreise werden hinsichtlich von Tracht und Bewaffnung, sowie hinsichtlich des Zeichensystems untersucht. Die Verbreitung dieser Kategorien ist selbstverständlich nicht identisch, auch wenn sich Überschneidungen ergeben.

Anhand des sich auf der Keramik dokumentierenden Zeichensystems werden zunächst verschiedene Ebenen identifiziert. Dabei zeigt sich, daß die Ornamentik unterschiedliche Verbreitungsmuster aufweist; so lassen sich einem Individuum zuweisbare Verzierungen feststellen. Darüber hinaus kann man Verzierungsstile einer Bestattungsgemeinschaft und die Ornamentik regionaler Gruppen (z. B. Nordostbayern oder Mittelschlesien) sowie große Kreise, denen bestimmte Elemente der Verzierung gemeinsam sind, erkennen. So läßt sich die Hypothese aufstellen, daß unterschiedliche Verbreitungen auch verschiedene Ebenen von Identität widerspiegeln.

Als zweites soll anhand herausgehobener Männerbestattungen aus der Oberpfalz gezeigt werden, daß die Bestatteten eingebunden sind in unterschiedliche Kreise: sozialer Status, die Zugehörigkeit zu einer Region etc. sind bestimmend für die Bestattungsweise. Auch dies zeigt, daß der Bestattete Teil sehr unterschiedlicher Einheiten ist, die vermutlich verschiedene soziale Identitäten ausdrücken.

Segmentäre Gesellschaften in der vorrömischen Eisenzeit. Warum man keine Grenzen ziehen kann, wo es keine gibt

Jochen Brandt

Nach der Kulturtypologie von E. R. Service werden segmentäre Gesellschaften als Teilgruppe der Stammesgesellschaften verstanden. Die Betrachtung solcher Gesellschaften müsste in der prähistorischen Forschung eigentlich ein alter Hut sein. Über Hordengesellschaften, Häuptlingstümer und frühe Staaten ist jedenfalls genug diskutiert worden. Nicht so jedoch, soweit es das Zwischenstadium zwischen Horde und Häuptlingstum angeht. In Deutschland hängt dies sicher damit zusammen, dass der Begriff des Stammes einen vielfach unerwünschten ethnischen Beigeschmack besitzt. Tatsächlich jedoch ist davon auszugehen, dass Stammesgesellschaften – soweit der Begriff soziokulturell bzw. soziopolitisch verstanden wird – in der Vor- und Frühgeschichte weit verbreitet gewesen sein dürften.

Eine weitere Schwierigkeit im Umgang mit dem Kulturtyp „Stamm“ und insbesondere mit dem Sonderfall der segmentären Gesellschaft besteht meiner Ansicht nach darin, dass sich für den Archäologen schwerwiegende methodische Probleme im Umgang mit dieser Gesellschaftsformation ergeben. Segmentäre Gesellschaften sind politisch diffuse Gemeinwesen. Sie funktionieren in erster Linie auf der Basisebene. Familien, Lineages, primäre Siedlungsgemeinschaften etc. sind daher im Alltag politisch und sozial weitgehend autonom. Gruppen übergreifende und –integrierende Einheiten treten dagegen nur latent in Erscheinung. Wie wird sich dies archäologisch widerspiegeln, wenn wir nach sozialen Gruppen suchen? Und in welchem Zusammenhang stehen die primären soziopolitischen Einheiten zu den größeren kulturellen Gruppierungen, die wir als Archäologen in erster Linie erfassen? Eine Vielzahl von Fragen sind hier unbeantwortet. In meinem Vortrag möchte ich aber am Beispiel der Jastorfkultur wenigstens andeuten, was wir vielleicht erreichen können und wo die methodologischen Grenzen unserer Wissenschaft liegen.

Soziale Identitäten in der Merowingerzeit-Forschung

Frank Siegmund

Die Frage nach Alemannen, Franken, Thüringern, Sachsen, Langobarden, Burgunden, Romanen usw. ist bei der archäologischen wie historischen Erforschung des frühen Mittelalters traditionell beliebt - und hat zu interessanten Thesen geführt. Daneben beschäftigt sich die Forschung mit anderen, einander teils konkurrierenden, teils überlappenden sozialen Gruppen wie etwa Geschlecht, Verwandtschaftsgruppe oder vertikale soziale Gruppierungen. Die vergleichsweise reiche archäologische Überlieferung und die parallel verfügbaren Schriftquellen machen das frühe Mittelalter zu einem wichtigen methodischen Versuchsfeld, das geeignet ist, aus ihm heraus auch überprüfte Modelle und genauere Fragen für die prähistorischen Epochen zu entwickeln. Der Vortrag wird exemplarisch Probleme und Ergebnisse der Forschung sowie methodische Ansätze aufzeigen, solche komplexen Systeme überlagernder Identitäten zu lesen.

Auf der Suche nach Identität.

Mittelalterliche Fibeln und Gewandnadeln als Indikatoren

Sven Spiong

Fibeln und Gewandnadeln sind als Kleidungsbestandteile aussagekräftige Indikatoren für menschliche Identität. Will man nicht schon mit Annahmen wie etwa der Existenz von Volkstrachten das Ergebnis vorwegnehmen, so ist es ratsam, die verschiedenen Facetten der Identität zu berücksichtigen. Identität kann zum Beispiel anlaß-, orts-, zeit-, geschlechts- oder sozialspezifisch sein. Um sich den verschiedenen Facetten der Identität der Träger zu nähern, bedarf es jeweils spezieller Methoden bei der Untersuchung von Kleidungsbestandteilen (Kartierung, Definition von Qualitätsgruppen und Befundtypen, anthropologisch untersuchte Gräberfelder etc.).

In Kombination mit den Schriftquellen lassen sich für den ausgewählten Zeitraum vom 8. bis zum 12. Jahrhundert einige Kulturdeterminanten finden. Eine solche Determinante ist die Zugehörigkeit zum christlichen karolingisch-ottonisch-salischen Reich. Hierbei lassen sich insbesondere die Phasen der Integration verschiedener neu ins Reich einbezogener Gebiete anhand des Kleidungsverhaltens von deren Bewohnern nachweisen.

Gründung der Arbeitsgemeinschaft ‚Archäologie im Museum‘

Die PISA-Studie hat das Thema Bildung und Wissensvermittlung zwar wieder deutlich ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Wie aktuell und wichtig dieses Thema jedoch schon seit Jahren besonders für die kulturgeschichtlichen Museen ist, zeigt das große Interesse an den Spezialtagungen zu verschiedensten Aspekten musealer Vermittlungsarbeit.

Im Zuge der Jahrestagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumskunde in Trier 2001 wurde daher die neue Arbeitsgemeinschaft „Archäologie im Museum“ (AiM) gegründet. Sie möchte ein Netzwerk für alle Museen bilden, die sich ganz oder mit eigenen Abteilungen vor- und frühgeschichtlichen Themen widmen. Es soll ein Forum für alle Fragen rund um die Arbeit archäologischer Museen entstehen, damit ein kompetenter Austausch an Erfahrungen und eine perspektivische Zusammenarbeit stattfinden können. Die Entwicklungen didaktischer Ansätze und Instrumentarien musealer Vermittlung unterliegen einem steten Wandel, mit dem auch die archäologischen Museen Schritt zu halten versuchen. Verändertes Besucherverhalten und die Verknappung öffentlicher Mittel bilden einen zusätzlichen Antrieb für Umstrukturierungen in der Museumslandschaft.

Im Zentrum der ersten Sitzung der AG, die im Rahmen des Deutschen Archäologenkongresses in Hamburg (20.–24. Mai 2002) stattfindet, stehen folglich auch Fragen der Vermittlung in archäologischen Museen. Welche Inhalte können mit welchen Methoden und Medien transportiert werden? Worin bestehen die Spezifika des Faches? Wie können alle Besucherschichten noch intensiver erreicht und interessiert werden? Erfahrungsberichte in Bezug auf Neugestaltungen von Museen und Ausstellungen runden das Vortragsprogramm ab.

Da sich die AG noch im Aufbau befindet, freuen wir uns über Interessierte, die sich der Arbeitsgemeinschaft als Mitglieder anschließen möchten.

Meldungen mit Namen und Adressen bitte unter www.archaeologie-im-museum.de oder an die unten genannten Kontaktpersonen.

Ulrike Braun M.A.

Archäologisches Zentrum Hitzacker, Hitzacker-See, 29456 Hitzacker, Tel: 05862/67 94, Fax: 05862/98 59 88.

Ulrike Mayer-Küster M.A.

Kalliope MuseumService GmbH, Haidbrook 64, 22880 Wedel, Tel: 04013/90 44 11, Fax: 04103/90 44 30.

Dieter Nitsche M.A.

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Wünsdorfer Platz 4-5, 15838 Wünsdorf, Tel: 037702/718 10, Fax: 037702/718 01

Programm in Hamburg am Dienstag, 21.5.2002, 8.30-16.50

Vermittlungsarbeit in Archäologischen Museen

- U. Mayer-Küster, Einführung in das Tagungsthema
- D. Nitsche, Historische Entwicklung archäologischer Museen in Deutschland
- P. Noelke, Vermittlung in archäologischen Museen
- H. Derks, Neue Wege der Vermittlung in archäologischen Museen
- S. Dušek, Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, Weimar
- M. Fansa, Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg
- E. Keefer, R. Baumeister, Federseemuseum Bad Buchau
- D. Hintermann, M. Wunderli, Museum für Urgeschichte(n) Zug
- S. Rieckhoff/P. Rahemipour, Fromm - Fremd - Barbarisch - Die Religion der Kelten

[aus dem offiziellen Circular; weitere Infos unter: <http://www.symvoli.com.gr/EAA8.html>]



European
Association of
Archaeologists

Welcome to the Eighth Annual Meeting of the EAA

The 8th Annual Meeting of the European Association of Archaeologists, hosted by the Aristotle University of Thessaloniki and the Greek Ministry of Culture, will take place in Thessaloniki, the capital of Northern Greece [...] from the 24th to the 29th September 2002.

[...]

The Meeting will focus on four main themes, each comprising a number of sessions, round tables and poster presentations:

- Theory and Interpretation of Material Culture
- Cultural Heritage and the Management of the Archaeological Record
- Archaeology in the Modern World: Politics and Conflicts
- Paths to Diversity: Regional Perspectives

[...]

The 2002 meeting of the EAA will be spread over five days. Tuesday 24th will be devoted to meetings of various committees of the EAA. The main Annual meeting will commence on Wednesday 25th, with the arrival and registration of the delegates, the opening ceremony, and a welcome reception. The academic programme will be spread in the three following days. The EAA Annual Business Meeting will take place on Saturday afternoon. Sunday the 29th will be devoted to tours to archaeological sites and museums.

[...]

	Normal fee	Student and retired fee	Central & East Europe fee	
			A	B
Member	65 (75) €	15 (25) €	20 (30) €	15 €
Non-member	135 (145) €	55 (65) €	45 (55) €	30 €

- A: Poland, Hungary, the Czech Republic, Slovenia, Croatia, Slovakia and Yugoslavia

- B: Countries of the former Soviet Union, Bulgaria, Romania and FY Republic of Macedonia.

- Prices in parentheses apply after June, 15th.

Neue Literatur

Gender

Sarah MILLEDGE NELSON & Myriam ROSEN-AYALON (Hrsg.), *In Pursuit of Gender. Worldwide archaeological approaches* (2002). Walnut Creek: Altamira. pbk, 433 S., ISBN 0-7591-0087-X, 34,95 \$

- darin z.B. A.C. Roosevelt, *Gender in Human Evolution: Sociobiology Revisited and Revised*.

Materielle Kultur und Gesellschaft

Jochen BRANDT, *Jastorf und Latène. Kultureller Austausch und seine Auswirkungen auf soziopolitische Entwicklungen in der vorrömischen Eisenzeit* (2001). Internationale Archäologie 66. Rahden/Westf.: VML. 387 S., ISBN: 3-89646-338-1, 149,80 DM

- Untersucht wird der Zusammenhang zwischen der Differenzierung der Jastorkultur und der "Laténisierung" ihrer Sachkultur anhand der anthropologischen Modelle von Prestigeökonomie und core-periphery-Modell. Die Laténisierung erfolgte in 4 Phasen von Osten und erst spät von Westen (1. schwach im Süden, 2. Trachtbestandteile im gesamten Jastorfbereich, 3. Abschwächung, 4. viele latènoide Objekte, zuvor nicht als Grabbeigabe). Berührt wurde nur die materielle Kultur, technische Innovationen fehlten, die Funktion blieb gewahrt. Der Kulturtyp wird als segmentäre Gesellschaft bestimmt, die durch die Autonomie der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Einheiten zu diffusen archäologischen Befunden führt und mit Häuptlingstümern gleichgesetzt wird. Beobachtet werden Bevölkerungsverschiebungen aufgrund ökologischer Ursachen, wachsende Ressourcennutzung, Bevölkerungskonzentration (Dörfer, Zentralfriedhöfe), steigen-

der Organisations- und Führungsbedarf und Militarisierung. Weitere Faktoren sind Freigebigkeitsideale mit zeremoniellem, egalitär-redistributivem oder reziprokem Austausch sowie eine magisch-rituelle Bedeutung fremder Kulturelemente.

Karl-Wilhelm WELWEI, *Die griechische Frühzeit. 2000 bis 500 v.Chr.* (2002). Reihe Wissen. München: C.H. Beck. 128 S., Eur. 7,90. ISBN 3-406-47985-5.

Friedemann SCHRENK & Timothy G. BROMAGE, *Adams Eltern. Expeditionen in die Welt der Frühmenschen* (2002). München: C.H. Beck. 255 S., Eur. 19,90. ISBN 3-406-48615-0.

- "Dieses Buch ist eine wunderbare Mischung aus Expeditionsbericht, fundierter Information über die Anfänge der Menschheit und Kulturreportage." (Verlagsinfo)

Michael DIETLER & Brian HAYDEN (Hrsg.), *Feasts. Archaeological and ethnographic perspectives on food, politics, and power* (2001). Washington/London: Smithsonian Institution Press.

Grundsatzdiskussionen

Håkan KARLSSON (Hrsg.), *It's About Time. The Concept of Time in Archaeology* (2001). Göteborg: Bricoleur, ISBN 91-973713-1-9.

- ein 70 Seiten starkes Bändchen mit einem Beitrag über protohistorische Zeitkonzepte, einem ethnographischen Beispiel und zwei Artikeln über archäologische Zeit bzw. Archäologie und Zeit

Fachpolitik

Hubert FEHR, "Zur Geschichte der Gleichung 'germanisch-deutsch' (Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen)". Bericht über die Internationale Tagung des Sonderforschungsbereichs 541 sowie der Akademie der Wissenschaften in Göttingen vom 1. bis 3. Dezember 2000 in Freiburg. *Arch. Nachrbl.* 6/3, 2001, 303–308.

Landschaft

Timothy DARVILL & Martin GOJDA (Hrsg.), *One Land, Many Landscapes*. BAR Internat. Ser. 987 (2001). Oxford: Archaeopress, ISBN 1-84171-272-8.

George NASH & Christopher CHIPPINDALE (Hrsg.), *European Landscapes of Rock-Art* (2002). London/New York: Routledge, ISBN 0-415-25735-2.

David WHEATLEY & Mark GILLINGS, *Spatial Technology and Landscape Archaeology* (2002). London/New York: Routledge, ISBN 0-415-24639-3 (hbk, £ 50,-).

Dena F. DINCAUZE, *Environmental Archaeology. Principles and Practice* (2000). Cambridge University Press. hbk, 587 S., ISBN 0-521-32568-4.

[Neu herausgekommen (aus dem Werbeflyer)]:

THE ARCHAEOLOGY OF CULT AND RELIGION

2001. 290 pp. EURO 71,- ISBN 963 8046 384

Edited by

PETER F. BIEHL and FRANÇOIS BERTEMES

The volume presents a unique body of scholarship focusing on cult and religion in archaeology. The papers were selected from symposia the editors organized at the annual meetings of the European Association of Archaeologists in Ravenna (1997) and Goteborg (1998). The contributors come from diverse archaeological and anthropological backgrounds and are each highly specialized. In 21 essays and case studies, followed by a chapter of commentary, the volume offers cutting-edge perspectives on the archaeologies of religion, cult, ritual, representation, imagery, structured space, mortuary practices and material culture studies. It also stimulates fresh debate on myth and ritual theory by presenting arguments from culture-historical, processual and post-processual perspectives and provides a means of linking archaeology to the growing interdisciplinary fields of culture-anthropological and religious studies.

Please address orders to:
ARCHAEOLOGIA
H-1250 Budapest, Pf. 41.
Fax: (+361) 3758939
e-mail: jer10149@iif.hu
<http://www.archaeolingua.hu/>

Troia

Als wir begannen, die immer länger werdende Liste aktueller Troia-Literatur zusammenzustellen, war uns noch nicht klar, dass sich eine so heftig geführte Debatte von so breiter öffentlicher Dominanz entwickeln würde, die in allen größeren Zeitungen ihren Niederschlag findet. Da wir uns aber weder an der losgetretenen Polemik beteiligen noch einem der beiden inzwischen entstandenen Lager zuschlagen wollen, bleiben wir bei einer Auflistung mit nur kurzen Kommentaren. Es geht jedoch dabei auch, wie nun auch deutlich wird, nicht nur um Schliemanns/Korfmanns Troia sondern um das besondere Griechenlandbild der Deutschen (s. dazu auch die Beiträge in der ARENA).

Dieter HERTEL, *Troia. Archäologie. Geschichte. Mythos* (2001). München: C. H. Beck. pbk., 128 S., 14,80 DM.

- Während das Lager um den Archäologen Manfred Korfmann die Meinung vertritt, dass es sich bei Troja um einen Herrschersitz von internationaler Bedeutung gehandelt habe und die Homersche Darstellung geschichtliches Gewicht habe, urteilt die Gegenpartei, der auch Hertel angehört, Troja sei nur ein kleiner Fürstensitz gewesen und das Epos vom Trojanischen Krieg reiner Mythos.

Joachim LATACZ, *Troia und Homer. Wege zur Lösung eines alten Rätsels* (2001). Koehler & Amelang. 380 S., 24 Abb., DM 44,-.

- Der Basler Altphilologe und Herausgeber einer kritischen Homer-Ausgabe spricht sich für den Wahrheitsgehalt in der Odysse aus.

Troia. Traum und Wirklichkeit (2001). Stuttgart: Theiss. hbk, 496 S., DM 69,-.

- Begleitbuch zur Stuttgarter Ausstellung, in der Korfmann die These von Troia als

bedeutendem Handelszentrum mit großer Unterstadt vertritt.

Michael SIEBLER, *Troia. Mythos und Wirklichkeit* (2001). Ditzingen: Reclam. 200 S., DM 9,-.

Birgit BRANDAU, *Troia. Eine Stadt und ihr Mythos. Die neuesten Entdeckungen* (1999). Berg.-Gladbach: Lübbe. pbk, DM 18,90, 416 S.

John V. LUCE, *Die Landschaften Homers* (2000). Stuttgart: Klett-Cotta. 294 S., DM 48,-.

Danae COULMAS, *Schliemann und Sophia. Eine Liebesgeschichte* (2001). München: Piper. hbk, 292 S., DM 38,-.

- „Sophia Schliemann in Troja, geschmückt mit dem "Schatz des Priamos". Das Bild ist weltberühmt, doch was weiß man sonst über die Frau an Schliemanns Seite? Hier wird zum erstenmal die dramatische Liebesgeschichte zwischen dem Troja-Entdecker und seiner Frau erzählt, die mehr war als das Anhängsel eines erfolgreichen Mannes. Heinrich Schliemann wusste genau, was für eine Frau er wollte: Ein griechischer Typ sollte sie sein, schön, mit schwarzem Haar. Und gebildet - für Homer sollte sie sich begeistern. Sophia, auf die seine Wahl fiel, ließ sich aber nicht in sein Wunschschemata pressen - der Konflikt war vorprogrammiert.“ (Verlagsinfo)

Justus COBET, *Heinrich Schliemann: Archäologie und Abenteurer* (1997). München: C.H. Beck. 127 S., DM 14,80.

Manfred FLÜGGE, *Heinrich Schliemanns Weg nach Troia* (2001). dtv. 300 S., 15,- Euro.

Heinrich SCHLIEMANN, *Selbstbiographie. Mit einem Essay von Rolf Vollmann* (2001).

Stuttgart: Verlag Johannes M. Mayer. 178 S., DM 19,80.

- von Alfred Brückner 1892 aus autobiographischen Fragmenten zusammengesetzt.

Simone RIEHL, *Bronze Age Environment and Economy in the Troad. The Archaeobotany of Kumtepe and Troy* (1999,) *BioArchaeologica* 2. Tübingen: Mo Vince Verlag. 268 pp., pbk.

- s. Rezension von Klaus-Dieter Jäger in *European Journal of Archaeology* 4, 3, 2001.

Wolfgang KOEPPEN, *Die Erben von Salamis - oder Die ersten Griechen* (2000). Frankfurt/M.: Insel Verlag. 75 S., 16,90 DM. ISBN 3458341013.

- der 1996 verstorbene Roman- und Reise-Autor berichtet von seinen Wanderungen durch Athen und Piräus im Jahr 1961 und „spürt ... ein Stück mythische Vergangenheit auf – noch im modernen Athen sind für ihn die Götter allgegenwärtig“ (Klappentext).

Aus Arkadien...

Manfred FUHRMANN, *Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland* (2001). Köln: DuMont. 248 S., DM 64,-.

- “Die Deutschen erfanden ein Griechenland, das es so nie gegeben hatte. ... In Heinrich Schliemann schließlich und seinem Troja-Projekt fand die deutsche Rekonstruktion der Antike ihren abenteuerlichen Entrepreneur. ... Und der Wandel des Kanons von den post-römischen Kirchenvätern zurück zu den römischen Klassikern und dann zu den prä-römischen Griechen, die auf einmal als die Ur-Erzähler des europäischen Gründungsmythos galten – dieser Wandel erscheint im Licht von Fuhrmanns luzider Zusammenschau als kontingent, nämlich abhängig von massiven (bewussten oder

unbewussten) Interessen und Strömungen.“ (aus: Ulrich Greiner, *Der Sturz in die Zukunft. Bildung heute?* Manfred Fuhrmann zeigt, was wir verloren haben, als wir die humanistische Bildung aufgaben. *Die Zeit* 32, 2. August 2001, 37).

Und noch ein Kommentar zur – speziell deutschen – Griechenlandbegeisterung:

„... Wir kennen uns ja schließlich nicht nur aus, wir haben es erfunden, ich sage nur Erasmus von Rotterdam. Und ich sage Winckelmann, Voß, die deutsche Klassik (Klassik!), ich sage Freud (Ödipus!), Sloterdijk, Grünbein. Namen ohne Ende und alles Sympathisanten des Griechentums. ... [Es] kamen das deutsche Gymnasium und die deutschen Universitäten und brachten das Griechische auf Vordermann, und der war zwar nackt, aber mit Feigenblatt und garantiert aus Gips. Das war die Zeit, während deren (auch wieder mit unserer Hilfe, ich sage nur Otto, der Bayer), während deren also die Griechen die Türken losgeworden sind und so allmählich etwas wurden, was mit Zeus und Aphrodite, Odysseus und Achill ungefähr so viel zu tun hat wie wir mit Thor und Hagen von Tronje. ... Irgendwie haben wir ja geahnt, dass es da noch ein ganz anderes Griechenland geben muss, ein sozusagen eigentliches, eines, das sich nicht um unsere Vorstellungen kümmert, sondern um seine eigenen. ...“ (aus einer kleinen Polemik vor der Frankfurter Buchmesse mit ihrem Griechenland-Schwerpunkt: Jochen Jung, *Die Griechen kommen. Wollen wir wirklich alles über sie wissen?* *Die Zeit* Nr. 31, 26. Juli 2001, 37).

Als Konsequenz fordert darum kurz danach Jens Jessen in der Querele um die Enteignung deutscher Kulturinstitute – DAI und Goethe-Institut – als „Lehre aus der Geschichte: Schließt die deutschen Kul-

turinstitute in Griechenland! [denn] ... Deutschland hat ja nicht nur Unheil über Griechenland gebracht. Der deutsche Philhellenismus hat zuvor schon Unheil über Deutschland gebracht. Der Krieg gegen Griechenland war schlimm, aber die Liebe zu Griechenland hat das Verhängnis erst bereitet. Mit Droysens Alexander-Buch begann der deutsche Sonderweg. Die Preußen als Makedonen der Neuzeit! Die deutsche Sprache als Erbin des Griechischen. Mit der Kultur Athens gegen die Zivilisation Roms. Die Tyrannei Griechenlands über Deutschland heißt ein Buch von Eliza Marian Butler, das den Weg von Winckelmann an nachzeichnete. Das Unheil kam aus dem Geist der Altphilologie: die Abwendung vom Westen, der Überlegenheitswahn, der Militarismus und die Paraden, in denen der Marschtritt der Hopliten, ..., zum Schrecken der Welt wiederkam, man kann noch heute das persische Entsetzen vor dem Gleichschritt bei Xenophon nachlesen. Wen

wundert es da, dass als erstes und immer noch größtes das Goethe-Institut in Athen errichtet wurde?

Die Chance der Pfändung besteht darin, es endlich zu schließen. ... Überall in Europa, in Frankreich, England, Italien, lässt sich die Antike besser studieren als in Griechenland; streng genommen hat die Kenntnis der griechischen Antike nur außerhalb Griechenlands überlebt und ist erst als eine Art Reimport im 19. Jahrhundert wieder zu seinem geografischen Ursprung zurückgekehrt. Dass die Griechen Griechen sind im Sinne der Antike (oder immerhin sein könnten), das haben sie erst wieder von den Professoren und Dichtern des Nordens gelernt, deren Philhellenismus sich seinerzeit an Gipsabgüssen entzündete. ...“(Die Zeit Nr. 38, Juli 2001).

Nun ja, arbeitslose Archäologen sieht man nicht gerne, aber vielleicht ist da ja was dran?

Ausstellungen

In diesem Zusammenhang sei noch auf eine Ausstellung in Berlin hingewiesen, die sich mit dem Zeitraum der klassischen Periode Griechenlands, vor allem aber mit der Konstruktion und Idealisierung dieser Periode bis in die heutige Zeit befaßt.

Die Griechische Klassik

Idee oder Wirklichkeit

Martin-Gropius-Bau

Niederkirchnerstr. 7 (Ecke Stresemannstr.)

10963 Berlin

täglich außer Dienstag 10 - 20 Uhr

Sonnabend 10 - 22 Uhr

<http://www.gropiusbau.de>

Rezension

Manfred K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie - Konzepte und Methoden.
Tübingen, Basel: UTB A. Francke 2001. 412 S., pbk., DM 46,80. ISBN 3-8252-2092-3.

Im Zeitalter der elektronischen Datenverfügbarkeit, der home-pages und Info-Seiten der Universitäten, Fakultäten und Fächer, der fachspezifisch diskutierenden "internet-aktiven" Interessensgruppen und der online-Zeitschriften, die schnell, aktuell und meist auch kompetent und umfassend über Fächerspektren, Fächerinhalte und aktuelle Diskussionen in den Fächern informieren, stellt sich die Frage, ob eine in "konventioneller" Buchform vorgelegte Einführung in ein Studienfach neben diesem komplexen Angebot bestehen kann und sinnvoll ist, konkret die Frage: Sollten die Universitäten dieses Buch erwerben, die Studierenden dieses Buch als roten Faden durch ihr Studium nutzen und die Lehrenden dieses Buch aufgreifen und es als Anregung für Diskussionen zahlreicher kontroverser Themen im Fach heranziehen?

Die Frage lang, die Antwort kurz: Ja!

Manfred K. H. Eggert hat auf 412 Seiten in einer großen Vielfalt und Breite Informationen über das Fach Prähistorische Archäologie und seine Inhalte zusammengetragen. Er informiert zunächst über die Ziele des Buches (Kap. I), diskutiert Fach- und Forschungsgeschichte (Kap. II) und informiert in Detail (und in außerordentlich anregender Sprache) über die Inhalte und Methoden des Faches (Kap. III - XIII / Dreiperiodensystem, Systematik urgeschichtlicher Quellen, Aussagewert der Quellen, Klassifikationsmöglichkeiten, Chronologie, Stratigraphie, Typologie, Statistik, absolute Datierung, Raum und Zeit). In dieser Einführung in Inhalte und Methoden zieht sich der Verf. aber nicht auf eine rein deskriptive

Darstellung zurück. Vielmehr zeigt Manfred Eggert forschungsgeschichtliche Entwicklungen fachbestimmender Strömungen und Ansichten zu Fachinhalten, Fachpotentialen und Methoden auf, erläutert den Verlauf von Diskussionen anhand der im Laufe der Zeit vorgebrachten Argumente und stellt so die z. T. kontroversen Ansichten der FachkollegInnen zu ausgewählten Themen des Faches in ihren Entwicklungen und in ihren Argumenten sachlich vor. Damit erschließt Manfred Eggert den Lesenden einen Überblick sowohl über die Geschichte divergierender Ansichten im Fach als auch über laufende Diskussionen und Kontroversen zur Ausrichtung des Faches heute und ermöglicht es den Lesenden, und hier vor allem den (neuen) Studierenden, an der Diskussion teilzuhaben, das Für und Wider von Argumenten einzuschätzen und sich ihr Urteil zu bilden, ohne diese dadurch auf eine Richtung oder "Schule" im Fach festzulegen.

Mit den beiden abschließenden Kapiteln (XIV - Archäologie als Kulturanthropologie und XV - Archäologie, Universität und Öffentlichkeit) verdeutlicht der Verfasser den Lesenden zugleich die spezifische Ausrichtung des Faches in Tübingen und verweist auf den dortigen Diskussionsstand zur Bedeutung der des Faches in der heutigen Wissenschaftswelt.

Die Situierung der archäologischen Forschung im Umfeld der Kulturanthropologie ist in den archäologischen Disziplinen selber nicht unumstritten und soll deshalb hier kurz kommentiert werden. Auf ca. 50 Seiten erörtert Manfred Eggert die Potentiale der

“Dingwelten” als aussagekräftige Quellen in der vergleichenden Rekonstruktion vergangener Gesellschaften, Lebenswelten und Kulturen, aber auch die Probleme einer kulturanthropologischen Ausrichtung und ermöglicht es den Lesenden erneut durch seine ausgewogene und fundierte Darstellung des Ineinandergreifens von Archäologie, Kulturanthropologie und Ethnoarchäologie, sich eine eigene Meinung zu den Potentialen und Problemen der geschilderten Ansätze zu bilden.

Die vorliegende Einführung in die Prähistorische Archäologie dokumentiert umfassend und spannend: Archäologie vermag mehr, als lediglich materielle Hinterlassenschaften beschreibend in eine chronologische Abfolge zu stellen. Archäologie verfügt u. a. über das Potential, sozialwissenschaftliche und kulturhistorische Interpretationen zu erarbeiten und unter Anwendung theoretischer Erkenntnisse der Nachbarwissenschaften auch selbst theoriebildend zu wirken. Der Verf. zeigt dies auf anhand konkreter Beispiele aus dem eigenen Forschungsfeld sowie mit einer kurzen Darstellung der Diskussionen zum Ansatz in den englischsprachigen Ländern (S. 314ff.) - und verdeutlicht mit seinen Ausführungen zugleich den Forschungsstand in Deutschland, wo diese Ausrichtung der Archäologien noch nicht in vergleichbarem Umfang anzutreffen ist.

“Dingwelten”, die materiellen Hinterlassenschaften vergangener Gesellschaften, entstehen nicht um ihrer selbst Willen. Sie sind

intendiertes (und auch nicht-intendiertes) Ergebnis menschlicher Handlungen, materieller Speicher von Erinnerung und Vergangenheit. Kulturanthropologische Archäologie nimmt sie entsprechend wahr. Daß sich mit dem kulturanthropologisch orientierten Ansatz die Zusammenarbeit der Archäologien mit einem weiten Spektrum sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen gleichsam von selbst ergibt, bereichert die archäologische Forschung inhaltlich und methodisch ungemein. Die Geschichte und die Geschichten „hinter den Dingen“ werden zum vorrangigen Thema.

Fazit:

Manfred K. H. Eggert hat eine anregende und in ihren Themen breitgefächerte Einführung in das Arbeiten und Denken in den archäologischen Disziplinen geschrieben. Diese Einführung ist für die Studierenden aller ! Archäologien lohnenswert - und für die AnfängerInnen insbesondere dort, wo ihnen mit der vorliegenden Publikation über das Fachwissen hinaus vermittelt wird, wie gerade kontroverse Diskussionen zu einem anregenden Ausgangspunkt für das eigene Denken werden können.

*Marlies Heinz
Seminar für Vorderasiatische Archäologie
Werthmannplatz 3
79085 Freiburg
mheinz@ruf.uni-freiburg.de*

ARENA

Im Rundbrief 0/3/2001 hatte Cornelius Holtorf eine Diskussion zu archäologischen Eingrabungen angestoßen, die neben den dort bereits abgedruckten Bemerkungen von Stefan Burmeister (wir entschuldigen uns an dieser Stelle bei Gerson Jeute und sonstigen evtl. beeinträchtigten Lesern für die dadurch bereits vorgenommene Manipulation der Leser [s. u.]) einen weiteren Kommentar von Gerson Jeute provoziert hat.

Der zweite – neue – ARENA-Block beschäftigt sich mit Troia bzw. vielmehr mit den Diskussionen, die sich in den letzten Monaten daran entzündet haben (s. dazu die ausführliche Einführung von Sabine Reinhold unten).

Als weitere Diskussion im Forum der ARENA werfen wir das Thema Hochschulreform in die Runde. Die grundlegende Umstrukturierung der Universitäten wird, sollte sie wie geplant durchgeführt werden, die Situation junger Archäologen in den kommenden Jahren vollständig verändern. Gestraffte Studiengänge mit kompatiblen Inhalten im ganzen Land, stark eingeschränkte Beschäftigungsverhältnisse an Universitäten und öffentlichen Forschungseinrichtungen sowie eine akademische Laufbahn, die angelegt ist wie ein Expresszugfahrplan, werden für viele Archäologen ganz konkret die Frage nach qualifizierter Ausbildung und beruflicher Existenz aufwerfen. Mit den Beiträgen in der ARENA sollen zunächst die Inhalte der geplanten Reform vorgestellt werden. Diese gehen in einem kleinen Fach wie der Archäologie an die Wurzeln der Disziplin. Darum hoffen wir, in den kommenden Ausgaben um eine rege Diskussion und Stellungnahmen aus möglichst unterschiedlichen Bereichen unseres Fachs – Universitäten, Museen, Forschungseinrichtungen. Zudem werden Erfahrungsberichte aus anderen europäischen Ländern gesammelt, in denen einige der hierzulande geplanten Strukturreformen bereits durchgeführt sind. Soweit sie aus Platzgründen im Rundbrief nicht abgedruckt werden können, sind sie im Internet unter www.theorie-ag.de/Arena/neu/hochschulreform.htm zu finden.

Beiträge zum Thema Soziobiologie gingen nicht ein, sind jedoch weiter willkommen.

A) ARCHÄOLOGIE ALS PERFORMANCE

Re: Archäologie als Theater (war: Archäologie als Performance)

Die Eingrabung in der Schliemannstraße 11 in Berlin-Prenzlauer Berg vom 4. und 5. September 2001 besitzt Pioniercharakter in der archäologischen Forschung in Berlin-Brandenburg. Hierzu ist den Initiatoren zu gratulieren, wengleich gravierende methodische Probleme und Unstimmigkeiten Anlaß zur Kritik geben.

Zunächst einmal handelt es sich nicht um eine Eingrabung im Sinne einer klassischen

inverse archaeology oder Viceversaarchäologie. Für eine solche müßten rekonstruierte Gefäße aus der Lehrsammlung des Department of Archaeology der UC oder dem Institut für Prähistorische Archäologie der FU im Labor fachgerecht zerschert werden und anschließend stratigraphisch niedergelegt werden. Nach Verfüllen des Eingrabungsschnittes würde eine Analyse der Umgebung erfolgen: wo befindet man

sich, welche Merkmale könnten den Standort auszeichnen? Die Initiatoren verbinden hingegen ihre Eingrabung mit experimentellen Ansätzen. Doch gerade hier bleiben viele Aspekte unklar.

Von Seiten der Beteiligten wird der Anspruch erhoben, eine Forschungseingrabung zu unternehmen. Die acht kleinen und flachen Löcher, haben jedoch nur Sondagecharakter. Zudem liegt weder dem Bezirksamt Berlin-Pankow (zuständig für Prenzlauer Berg) noch dem Landesamt für Denkmalpflege ein Antrag zur Ein-, geschweige denn Ausgrabung vor. Es handelt sich also um eine Raubgrabung (korrekter: Bring- oder Aufzwinggrabung). Dies spiegelt sich auch im überhasteten Verlauf wider (nicht einmal zwei Tage für eine Forschungsgrabung!) sowie in der unzureichenden Dokumentation ohne Planums- und Profilzeichnungen.

Überhaupt bleibt unklar, nach welchen Kriterien der Eingrabungsort ausgewählt wurde. Die Schliemannstraße besitzt vier Kreuzungspunkte mit unterschiedlichem Verkehrsaufkommen. Für die mit der Einbringung verbundenen sozialen Aussagen würden sich völlig andere Bilder ergeben, hätte man sie auf dem verkehrsberuhigten Helmholtzplatz oder an einer der belebten Eckkneipen vorgenommen. Statt dessen zieht man sich auf einen Zweiten Hinterhof zurück, der überdies für die Öffentlichkeit nicht unmittelbar zugänglich ist. Zudem gibt es keine direkten Hinweise, daß *Heinrich* Schliemann der Namenspatron für die Straße ist. Es könnte sich auch um eine andere, gleichnamige Person handeln.

Damit würde jedoch ein wesentlicher Bestandteil der postulierten Multitemporalitätskette fehlen. Weiterhin wird von den Eingräbern nur eine punktuelle Temporalität wahrgenommen. Beteiligte Objekte (und Subjekte) bewegen sich jedoch in Raum und Zeit (bspw. *Frühstücksei*: Huhn-

Agrarproduktegeschäft-Küche-Eingrabung; *Spaten*: ...-Keller-Eingrabung-Keller-...; *Initiator*: ...-England-Küche-Keller-Eingrabung-England-... etc.). Es ist daher nicht auszuschließen, daß sich einzelne, beteiligte Objekte auf ihren Wegen auch an anderen Temporalitätspunkten begegnet sind und sich hier bereits beeinflussten. Dies ist für eine Kombination *Initiator/Spaten* natürlich eher anzunehmen als für eine Kombination *Spaten/Frühstücksei*; dennoch kann sie nicht ausgeschlossen werden. Sollten hier jedoch weitere Temporalitätspunkte erkennbar werden, müßten diese auf jeden Fall im Rahmen der Vorauswertung der Eingrabung Berücksichtigung finden. Da aber auch an der Eingrabung nicht unmittelbar beteiligte Objekte in Beziehung mit beteiligten stehen können (bspw. Kühlschrank) ergibt sich eine Vielzahl an punktuellen Temporalitäten, die letztlich in einer nicht mehr zu überschauenden Hypertemporalität enden.

Völlig unklar in der Publikation bleibt auch der kulturelle Kontext der Eingräber und des Eingrabungsgebietes. So handelt es sich bei dem Gebiet um eine südwestdeutsche Exklave mit osteuropäischen Einsprengseln. Es dominieren mittelständische Einpersonenhaushalte, bei einem Altersspektrum von 20 bis 40 Jahren. Der (Ein-)Bildungsstandard dürfte sich ebenfalls von dem anderer Stadtbezirke unterscheiden. Hiermit steht das Eingrabungsgebiet dem regionalen Umfeld (Berlin, Ostdeutschland) diametral entgegen. Diese Faktoren, und die eigene Stellung der Eingräber in diesem System sind als wesentliches Detail bei einer Rekonstruktion der Vergangenheit in der Gegenwart zu berücksichtigen. Es kann an dieser Stelle nicht näher auf das Problem eingegangen werden; nur eine Frage soll die ausufernde Problematik andeuten: Fühlte sich der Projektleiter zur Zeit der Eingrabung als Großbritannier, Engländer, Deutscher, Schwabe, Russe, Berliner, Pankower,

Prenzelberger, Schliemann, 31er, Zweiter Hinterhöfler etc. etc.?

Eine Unzahl an Fragen schließen sich daran an, die hier zu diskutieren nicht der Ort ist. Zum Problem der metaphorischen Bedeutung wäre jedoch noch anzumerken: Objekte, wie der dem Initiator bis dahin sicherlich unbekannte Eierbecher des Miteingräbers, charakterisieren ihn im Zeitpunkt der Eingrabung scheinbar stärker als bspw. seine Armbanduhr oder die Teetasse in seinem Büro. Hier ist eine stärkere Sensibilität gegenüber den tatsächlich alltäglichen Objekten (Uhr, Tasse) zu fordern!

Zum Schluß auch eine Frage an die Redaktion des Rundbriefes: Warum wird dem Eingrabungsbericht bereits ein erster Kommentar beigelegt, so daß man sich bei einer postmodernistischen Reihenfolge des Texteslesens im Rundbrief u. U. nicht kommentarfrei ein Urteil über die Einbringung machen kann?

Allerdings bleibt mir die Ablehnung der Bauarbeiter-Bierdose auch unklar, wurden doch in der traditionellen Grabungsarchäo-

logie die Begriffe *Archäologe (Student) und Bier* bisher in recht enger Beziehung gehandelt. Ich kann sie mir nur in einer allgemeinen Abneigung gegenüber Dosen erklären oder aber – wohl nicht anzunehmen – in einer doktoralen Ignoranz und elitär-intellektuellen Intoleranz gegenüber den tumbproletarischen Bauarbeitern (und damit i. w. S. der Gegenwart), was zugleich auch auf ein Versagen der Öffentlichkeitsarbeit dieser Eingrabung hindeuten würde.

Es bleibt abzuwarten, inwieweit sich Eingrabungen in der Region durchsetzen werden. Angesichts der überall knappen öffentlichen Kassen ist mit einer größeren Forschungseingrabung in Berlin-Brandenburg in nächster Zeit wohl kaum zu rechnen.

*Gerson H. Jeute
(wohnhaft in einer Parallel-
straße der Schliemannstraße)
Humboldt-Universität zu Berlin
Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte
Hausvogteiplatz 5-7
10117 Berlin*

B) DER STREIT UM TROIA

„Macht der Vergangenheit? – Wer macht Vergangenheit?“ Dieser simple Satz faßt vieles von dem zusammen, was momentan im neuen ‚Streit um Troia‘ in der Presse, im Internet und zuletzt (!) auf einem wissenschaftlichen Symposium in Tübingen diskutiert wird. Die Debatte ist in vielfacher Hinsicht bemerkenswert, zeigen sich doch hier schlaglichtartig zahlreiche Aspekte, die schon seit langem Thema der Theorie-AG sind: Forschungspolitik, Wissenschaftstheorie beziehungsweise deren Fehlen, Suche nach dem Ursprung Europas, Nutzung archäologischer Themen für politische Interessen. Dabei ist diese Kontroverse nur die sichtbare – und derzeit erfreulicherweise auch mal öffentlich wahrgenommene – Spitze eines Eisbergs, die sich an die Frage knüpft, wie und mit welchem Ziel archäologische Funde und Befunde einer breiten Öffentlichkeit präsentiert werden.

Die zwei folgenden Beiträge von Justus Cobert und Tobias Kienlin zeigen einige der Auswirkungen auf, die der Mangel an theoretischen Grundsatzdiskussionen in der Troia-Forschung

hat. Beide Positionen sind kontrovers wie die ganze Diskussion überhaupt, machen aber auf Aspekte aufmerksam, die ansonsten in der Polemik der Kontroverse untergehen. Verfolgt man zudem die – teilweise leider unsäglich flache – Diskussion im Internet oder die Kommentare zu der von Cobert unten zitierten Tagung in Tübingen, zeigt sich überhaupt, daß einer der wenigen Punkte auf die sich (fast) alle einigen können, die Forderung nach einer theoretischen (sic!) Erörterung der Kernbegriffe Stadt, Handel, Hochkultur u. a. ist, bevor man sich publikumswirksam an die breite Öffentlichkeit gibt. Sollte hier Einsicht einkehren? Bedenklicher finde ich in der Troia-Diskussion jedoch die Problematik, auf die Reinhard Jung in der Türkei vielfach gestossen ist: die der Nutzung – oder Manipulation? – von historischen und archäologischen Quellen zum Zweck politischer Aussagen (s. u.). Sein Beitrag zeigt nicht nur, wie in der Türkei gezielt Informationen eingesetzt oder vorenthalten werden, um ein bestimmtes Bild der Geschichte zu bewirken, sondern auch, in welches Umfeld man sich begibt, sucht man die Wurzeln Europas in Anatolien. Troia ist dabei nur der goldfunkelnde Gipfel des Eisbergs.

Sabine Reinhold

Was ist los mit Troia?

Graben ist das eine, darüber sprechen etwas anderes. „Ein unversöhnlicher Beginn, ein unversöhnliches Ende – dazwischen aber bringt die Tübinger Diskussion viele Erkenntnisse“, überschrieb die Stuttgarter Zeitung vom 18. Februar ihren Bericht über das hoch ritualisierte und ebenso emotionalisierte Symposium über „Die Bedeutung Troias in der späten Bronzezeit“ am 15. und 16. Februar. Gut und böse, richtig und falsch kamen leicht über die Zunge, eindeutig war aber, daß es darum ging, wie weit die Arbeit des Spatens aus der Wirkung des Epos Honig saugen wolle, könne und dürfe, denn Homer und sein stiller Begleiter Heinrich Schliemann sind immer noch die Reize, über die Troia öffentliche Aufmerksamkeit erhält. Jedenfalls steht Korfmanns Troia-Grabung im Rampenlicht mit der verwirrenden Frage, ob es denn nicht eine Verbindlichkeit der Methoden gäbe, über die sich die Bedeutung der archäologischen Befunde in den Fragenhorizont der Philologen und Historiker glaubwürdig eintragen lasse. Allzu einfach wurden die Fronten von einem

Paläobiologen beschrieben (ihm war aufgetragen worden, über „Troia: Naturwissenschaft im Spannungsfeld zwischen Geschichte und Archäologie“ zu sprechen): Die Althistoriker stünden mit dem Rücken zur Wand, seien sie doch auf das begrenzte Corpus der stets subjektiven Textquellen angewiesen; die Archäologen hingegen förderten objektive Tatsachen ans Licht. Solche Äußerungen erfüllen alle Vorurteile, die hermeneutisch arbeitende Interpreten gegen die naive Selbstgenügsamkeit der wissenschaftlich-positivistisch orientierten modernen „Ausgrabungswissenschaften“ hegen. Daß die Troia-Grabung ihre Interdisziplinarität gerne besonders mit den Naturwissenschaften belegt, bedeutet zugleich eine Immunisierung gegen die quellenkritischen Verfahrensweisen der Historiker. Die methodische Herausforderung besteht aber vor allem in der inneraltertumswissenschaftlichen Interdisziplinarität.

Das ‚Lager‘ von Korfmann, dem Ausgräber, und Latacz, dem enthusiastisch beispriechenden Homerphilologen, immunisiert sich

nach Tübingen offenbar gegen Kritik, indem sie meinen, dort erfahren zu haben, mit dem „Zweiflerzirkel“, gar mit den Historikern überhaupt sei nicht mehr zu reden, sie verstünden offensichtlich nichts von der Archäologie und wollten, manche gar böswillig, davon auch nichts verstehen. Aber auch umgekehrt wurde schon lange über mangelndes Hören-Wollen geklagt. Wer auf die Eigengesetzlichkeit der Spatenarbeit pocht, dem ist das Gespräch mit der Geschichte wohl lästig. Der historische Gegenstand, hier zum einen Troia, zum andern Homer, schließlich noch die Frage nach den betreffenden Kontexten, vor allem aber, was Text und Ruine miteinander zu tun hätten, fiel zwischen die Stühle, auf denen die einzelnen Disziplinen der Altertumswissenschaft sitzen blieben.

Die derart beschriebene Konstellation hat ihre Wurzeln in der Pionierzeit der Spatenwissenschaft, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Such nach dem Troia Homers war am Ende eines weiten Wegs vom Buch zum Spaten angelangt. Lange war es den europäischen Reisenden um die romantische Vergegenwärtigung am authentischen Ort gegangen, erst allmählich ging es auch um antiquarische Vergewisserung und die gelehrte Rekonstruktion der historischen Landschaft, die alsbald gegen die aufkommende Homeranalyse befrachtet wurde mit dem Wunsch nach einem unitarischen Argument. Doch mit den Ausgrabungen Schliemanns seit 1870, vorbereitet von Frank Calvert, begann eine neue Geschichte. Statt des einen Troia fanden sich viele Schichten, zweitausend Jahre ägäische Bronzezeit; Schliemanns Priamos bewohnte das Troia II des 3. vorchristlichen Jahrtausends. Die Prähistoriker Harald Hauptmann und Bernhard Hänsel stellten Troia VI/VII in den Kontext anatolischer und balkanischer Siedlungen und entwickelten dabei eine Typologie, die das spätbronze-

zeitliche Troia in diesen Kontext einholte: Hier z. B. war etwas zu lernen. Das fortschreitende Freilegen der Ruine entfaltete ein Eigenleben, das sich nicht in Homer, sondern in der Vielschichtigkeit der historischen Bezüge erfüllte, wie sie die sprichwörtlichen neun Schichten hervorrufen.

Durch Schliemann wurde aber der romantische Wunsch nach Vergegenwärtigung der nüchternen Arbeit des Spatens als ein neuer Mythos der Archäologie eingeschrieben. In der Troiagrabung verbünden sich Ausgräber und Publikum zu einer Art Komplizenschaft gegen die historisch-philologische Kritik, der sich die Historiker verpflichtet fühlen. Es sage keiner, Korfmanns Pressekonferenzen und Lataczs schonungslose Rhetorik suchten nicht die Öffentlichkeit, die sie auch, verstärkt noch durch Frank Kolbs sommerliche Angriffe, fanden. Um so bemerkenswerter erscheint mir, auf welch gutem Niveau und mit welchem Differenzierungsvermögen und methodischen Gespür die Zeitungen nun über Tübingen berichteten. Sie haben durch Zuhören offensichtlich etwas gelernt.

Es ist eine Ironie der Wissenschaftsgeschichte, daß durch Schliemanns Grabungserfolge und seine methodenfeindliche Rhetorik gegen die „Katheterwissenschaften“ George Grottes „History of Greece“ von 1846, die erste konsequent in der noch jungen Tradition der Quellenkritik geschriebene Griechische Geschichte, in den Ruch einer veralteten Stubengelehrsamkeit geriet. Hier schlägt durch, was ich den anhaltend wirksamen „Schliemanneffekt“ nenne: Der Spaten löst auf überraschend einfache Weise den Gordischen Knoten der Rätsel, die uns von alters überkommene Überlieferung stellte. Aber seit Johann Gottfried Eichhorns „Historisch-kritischer Einleitung in das Alte Testament“ (1780-83), Friedrich August Wolfs „Prolegomena ad Homerum“ (1795) und Barthold Georg Niebuhrs „Römischer

Geschichte“ (1812) gelangte eine Archäologie der Texte zum Durchbruch, die in einer Schichtenanalyse eigener Art das geschichtliche Wachsen der Überlieferung rekonstruiert. So ist es nicht mehr selbstverständlich, daß die Ilias gerade diejenige Geschichte erzählt, die uns die Zerstörung einer der spätbronzezeitlichen Schichten von Troia VI/VII erklärt. Wenn aber die Ilias eine aus vielen Schichten von Motiven und Erzählungen verdichtete Komposition ist, kann sie nicht das Abbild eines einzelnen Ereignisses sein, wenn auch verschiedene Ereignisse ein Substrat des einen oder anderen Zuges der Sage darstellen können. Das ist aber etwas anderes als zu sagen: Die Dichtung hat einen historischen Kern.

Das Homerische der Tübinger Debatte fand seine Erfüllung im Redepaar der beiden Philologen Joachim Latacz und Wolfgang Kullmann. Latacz wertete ‚die neue Troiaforschung‘ als Befreiung von einer zwei Jahrhunderte währenden Last der Homerforschung, dem Streit der Analytiker und Unitarier um Struktur und Geschichte des Epos; dieser erscheint jedoch in der Neoanalyse, wie sie Kullmann repräsentiert, inzwischen aufgehoben, so daß Latacz einen Pappkameraden aufbaute. Bei der Frage an Latacz nach der Bedeutung eines historischen Troia für die Komposition der Ilias verfiel er sich zwischen Begriffen wie ‚Restsplitter‘ und ‚Eckpfeiler‘. Kullmanns Fazit, Epos und

Ruine brauchten einander nicht, hätten die Prähistoriker als das befreiende Wort aufgreifen können.

Ein Ersatzszenario bieten die hethitischen Keilschriftquellen, die vielleicht auch nach Wilusa führen, worüber die Hethitologin mit dem Hethitologen stritt. Wenn dem so ist, führen sie aber auch weg von der Ilias, die ein solches Szenario nicht kennt.

Troia ist offensichtlich nicht Ugarit, so die überzeugend vorgetragene Pointe des Althistorikers Frank Kolb, der den Streit vorangetrieben hatte. Aber muß, wie die Korfmannianer offenbar denken, Troia eine große Stadt sein, um das Entstehen einer großen Erzählung erklären zu können? Der Machtkampf gegen „das mächtige Bollwerk am Kreuzweg der Kontinente“, das Haupt einer „bronzezeitlichen Hanse“ ist eine Konstruktion aus wenigen Daten mit Versatzstücken einfacher Modelle. Je einfacher aber das Modell, desto weiter entfernt sich die Rekonstruktion von der Vorstellung eines bestimmten Troischen Krieges, von dem die Iliaserzählung ihren Ursprung genommen haben könnte, wie ihn die Rede vom „historischen Kern“ der Sage ins Auge faßt.

*Justus Cobet
FB 1-Geschichte
Universität Essen
justus.cobet@uni-essen.de*

Der Kampf um Troia: Ein Kommentar

Anzusiedeln im Umfeld der Debatte um die Bedeutung Troias ist der Beitrag J. Cobets getragen von Vorbehalten gegenüber einer als ‚Spatenwissenschaft‘ charakterisierten Ur- und Frühgeschichtsforschung, deren von großer öffentlicher Anteilnahme begleitete

Tätigkeit die Resultate einer quellenkritischen Geschichtswissenschaft zu liquidieren drohe - eine Problematik, deren Ursprünge bei Schliemann verortet werden, die jedoch auch im Umfeld der neueren Ausgrabungen zu Tage trete. Tatsächlich

wird man Cobet zustimmen wollen, daß das Werk Homers und die Wirkung des Mythos im abendländischen Denken kraft eigener Bedeutung von Interesse sind. Als solche bilden sie den Gegenstand einer kritischen historisch-philologischen Analyse und der Rezeptionsgeschichte, deren Anliegen sich im Sinne Cobets tatsächlich nicht durch Ansetzen des Spatens am Hügel von Hisarlik erfüllen lassen. Bedürfen also im Sinne des Verweises auf W. Kullmann Epos und Ruine einander nicht, so muß doch festgehalten werden, daß Cobet insofern den Kern der Debatte verfehlt, als diese wesentlich von Historikern getragen wird, die in starkem Maße auf den Aspekt der Ruine zugreifen und dabei der Ur- und Frühgeschichtsforschung die Deutungshoheit gleichermaßen über Funde und Befunde wie die Vergangenheit an sich absprechen. Hierzu sind einige grundsätzliche Bemerkungen erforderlich, wobei Bezug genommen wird auf die Äußerungen des Althistorikers F. Kolb, als des lautstärksten Kombattanten im 'Kampf um Troia'.¹

Troia und Wilusa/Troia und Pompeji

Es kann nicht Aufgabe sein, die Dynamik, die sich im Umfeld des Troia-Projektes als Wechselspiel zwischen den Ergebnissen der archäologischen Ausgrabungen und denen der historisch-philologischen Disziplinen immer stärker entwickelt, im Einzelnen nachzuvollziehen. Festzuhalten ist aber, daß den Debatten um die Historizität Homers und die Gleichsetzung Troia/Wilusa ein nicht ausreichend entwickeltes Verständnis des regionalen Siedlungssystems entgegensteht, mithin der zentralörtlichen Funktion Troias. Ebensoles gilt für die Frage nach

der Einbindung Troias in ein überregionales Netzwerk vergleichbarer Siedlungen. Obgleich es aufgrund der besonderen Bedeutungsladung an diesem Ort nicht möglich sein mag, auf Dauer den durch die Ilias gegebenen Hintergrund zu ignorieren, muß darauf hingewiesen werden, daß auch solche Fragen von historischem Interesse sein dürften. Es muß also die Frage erlaubt sein, welchen Erkenntnisgewinn der Bezug auf historisch-philologische Debatten zu geben verspricht. Die versuchte Einbeziehung in ein System mit dem hethitischen Großreich in Verbindung stehender Staaten resultiert in allgemeinen Aussagen zur Sozialstruktur und Ökonomie, die auch anhand einer Betrachtung der materiellen Hinterlassenschaften naheliegen würden oder sich mit einer Analyse des Siedlungswesens und der Wirtschaftsweise präzisieren ließen. Das eigentliche Potential des Versuchs, von der Schriftlichkeit der Hethiter zu profitieren, müßte also erst noch demonstriert werden. In Hinblick auf Äußerungen des Troia-Projektes ist gleichfalls festzuhalten, daß der Bezug auf historisch-philologische Disziplinen eine stärkere Reflexion dort kontrovers diskutierter Deutungen erforderlich macht. Gegenüber der Intention Kolbs, der als Verteidiger der reinen Wissenschaft ausschließlich die Problematik des nicht zweifelsfrei Erwiesenen betont, muß aber hervorgehoben werden, daß der Umgang mit als solchen kenntlich gemachten Hypothesen zum Instrumentarium wissenschaftlichen Arbeitens gehört. Die Erwägung, was es denn über die Bedeutung Troias aussage, wenn Verträge seiner Herrscher mit dem hethitischen Großreich vorliegen, erlaubt es keineswegs, die Arbeit Korfmanns als spekulativ zu brandmarken. Ein interdisziplinärer

1 Die kommentierten Gegensätze ergeben sich einerseits aus dem Katalog zur Troia-Ausstellung: *Troia. Traum und Wirklichkeit* (Stuttgart 2001); die Gegenposition bei F. Kolb, Ein neuer Troia-Mythos? Traum und Wirklichkeit auf dem Grabungshügel von Hisarlik. In: H.-J. Behr/G. Biegel/H. Castritius (Hrsg.), *Troia - Traum und Wirklichkeit. Ein Mythos in Geschichte und Rezeption* (Braunschweig 2002) 8-39.

Diskurs bedarf jedoch der begrifflichen Klarheit, mithin der genauen Festlegung aus anderen Disziplinen übernommener Modelle. Hier muß man feststellen, daß zentrale Konzepte wie etwa die Definition dessen, was mit einer städtischen Besiedlungsform gemeint ist, oder der Mechanismen von Handel und Austausch bislang nicht ausreichend reflektiert wurden. Entgegen der Nonchalance, mit der sich kürzlich Latacz (FAZ 22.2.02), obgleich selbst fachfremd, für die Ur- und Frühgeschichte über die Problematik von 'Definitionen und Dimensionen' hinwegsetzte, gilt, daß diese sich mit einer entsprechenden Haltung innerhalb der Kulturwissenschaften isoliert, daß ihre Ergebnisse auf diese Weise im interdisziplinären Diskurs bestenfalls irrelevant werden oder, wie nun geschehen, Gegenstand scharfer Kritik.

Daß Interdisziplinarität ein schwieriges Unterfangen darstellt, zeigt auch Kolbs Umgang mit den Quellen der Ur- und Frühgeschichte. Paradigmatische Bedeutung kommt dabei der Debatte um Hausecken als Beleg einer Bebauung der Unterstadt zu: Tatsächlich erweist sich Kolb als Kenner der Vorberichte. Indem er sich jedoch in seiner Beurteilung einzelner Befunde wie der Gesamtsituation als wissenschaftstheoretischer Purist zu profilieren sucht, offenbart er ein äußerst spezifisches Quellenverständnis und Schwächen in Bezug auf das Verständnis der Genese archäologischer Quellen, der sich die Quellenkritik dieser Disziplin widmet. Wenn etwa Erosionsprozesse als Argument ausgeschlossen werden, da sich auf diesem Wege nie der positive Beleg einer Bebauung erbringen lasse, so befindet sich Kolb formal im Recht. Er verkennt jedoch die Gegebenheiten archäologischen Arbeitens und wendet die lückenhafte Überlieferung des ehemaligen Bestands in problematischer Weise gegen die Ausgräber Troias, bildet doch die kritische Einschätzung

der 'Filter' zwischen ehemaliger Wirklichkeit und dem vorliegenden Quellenbestand ein zentrales methodisches Anliegen der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie. Vergleichbares gilt für Kolbs Ausführungen zum Ausbleiben von Schriftlichkeit und bezüglich der Verbringung größerer Quantitäten lokal nicht verfügbarer Rohstoffe, deren Nachweis durch großräumige Kartierungen zu Recht allgemein üblich ist. In jedem dieser Fälle fordert Kolb pompejianische Verhältnisse, bevor er sich bereit finden würde, Aussagen anzuerkennen - eine utopische Erwartungshaltung, der zu folgen einem Verzicht auf historische Aussagen auf der Grundlage archäologischer Quellen gleichkäme. Insgesamt unterbleibt der für eine mit der materiellen Kultur vergangener Gesellschaften befaßte Disziplin unerläßliche Versuch einer Rückbindung der Dinge in einen Handlungskontext, wenn etwa das fortifikatorische Potential des Grabens ohne funktionalen oder sozialen Bezug zu der im Grabungsbefund der angezweifelten Unterstadt faßbaren Lebenswirklichkeit diskutiert wird. Ohne daß damit einer besonderen Bedeutung Troias das Wort geredet werden soll, gilt Ähnliches für den Gesamtkomplex Unterstadt/Graben, unterstreicht hier doch immerhin das Vermögen, entsprechende Anlagen zu errichten, ihre Notwendigkeit zu Zwecken der Verteidigung wie der Repräsentation das Potential der hier lebenden Gemeinschaft.

Handel in Ägäis und Ostmittellmeerraum

Obgleich Kolb seinen Gegenentwurf zu den Äußerungen Korfmanns in begrüßenswerter Weise expliziert, stößt man sich an der Ausschließlichkeit, mit der die Diskussion auf den Gabentausch von Prestigegütern zwischen Palastzentren eingeengt werden soll. Selbst wenn Schriftquellen ein entsprechendes Bild nahelegen sollten, die not-

wendig die Sicht der Paläste widerspiegeln, legen doch die bekannten Schiffswracks ein größeres Volumen und die Möglichkeit flexiblerer Organisationsformen näher als er dies glauben machen möchte. Dieser Umstand führt in seiner Darstellung zu einer Abgrenzung der Ägäis vom Ostmittelmeerraum, in dem mit Frühformen des Handels zu rechnen sei - eine Zonierung, die der empirischen Grundlage entbehrt. Entscheidend erscheint jedoch die Annahme einer eindeutigen Korrelierbarkeit von Sozialstruktur und dieser beizuordnenden Austauschformen. Es handelt sich um eine dogmatische Anwendung aus der Kulturanthropologie abgeleiteter Modelle, die - wie am Beispiel der Suche nach Häuptlingstümmern im archäologischen Befund seit längerem diskutiert - den Blick auf eine komplexere urgeschichtliche Realität verstellen kann. Dementsprechend bestimmen die neuere Literatur auch nicht mehr 'Checklisten' zur Feststellung der Existenz bestimmter Idealtypen von Gesellschaft und Austausch - denen Kolb mit seinem Verweis auf K. Polanyi offenbar anhängt -, sondern kontextuelle Analysen, die einen umfassenden Zugriff auf die Variabilität der archäologischen Quellen erforderlich machen.

Europa und der Orient

Ein vergleichbares Problem ergibt sich in Hinblick auf die kritisierte Deutung Troias als

'Residenzstadt' in Anlehnung an anatolische oder mesopotamische Städte und Palastanlagen, da auch hier anderswo entwickelte Kategorien an den Befund herangetragen werden, ohne daß dem eine Erörterung ihrer grundsätzlichen Relevanz angeschlossen würde. Deutlicher noch zeigt sich in diesem Fall jedoch, daß Troia der Forschung vor allem deshalb zum Problem wird, weil es neben seiner geographischen Lage an der Schnittstelle zwischen Orient und Europa unserer heutigen Wahrnehmung, in seiner mythischen Brechung durch die

Dichtung Homers zum Kernbestand europäischer Kultur gehört und von daher einer besonderen Bedeutungsaufladung unterliegt. So mag sich Kolb in besonderem Maße an Korfmanns Umdeutung von Troia (VI) zur anatolischen Stadt gestört haben, die sogleich als politisch motiviert denunziert wird. Tatsächlich kann man bezweifeln, ob Troia von seiner Größe und Struktur her mit den Städten des Ostens vergleichbar ist. Doch stellt das eigentliche Problem hier weniger die Begrifflichkeit dar, als vielmehr die weltanschaulich überprägte Bewertung Troias am Ideal der orientalischen Stadt: Situieret in einer Grenzsituation zwischen Europa und Orient, so scheint es, muß Troia ganz dem Eigenen oder dem Fremden zugeordnet werden, wobei im Vergleich mit westlich oder östlich anschließenden Räumen die Eigenarten seiner Anlage, Architektur und Ausstattung hinter

Eine wesentlich ausführlichere Fassung dieses Kommentars ist zu finden unter:

<http://www.theorie-ag.de/Arena/neu/troia.htm>

Internetadressen zur Troia-Kontroverse

<http://archaeologie-online.de/magazin/aktuell/troia.php>
<http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/positionen.html>

Weiteres zum Thema Troia findet sich in der Rubrik **Literatur** oben.

die jeweils bevorzugte Annäherung nach Westen oder Osten zurücktreten. Indem Troia in Text und Bild mit balkanischen Siedlungen, mit den Palastanlagen der griechisch-ägäischen Bronzezeit oder den Städten Anatoliens konfrontiert wird, werden entgegen dem Wissenschaftsverständnis vieler Beteiligten nicht allein Fakten diskutiert und objektive Ähnlichkeiten festgestellt, vielmehr werden jeweils aufs Neue

seine Zugehörigkeit zu Europa oder dem Orient verhandelt und die Grenzen beider kultureller Großräume vermessen.

*Tobias L. Kienlin
SFB/FK Wissenskultur und
gesellschaftlicher Wandel
Seminar für Vor- und Frühgeschichte
Universität Frankfurt
Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt a. M.*

C) HOCHSCHULREFORM

Zur Diskussion der Hochschulreform in Deutschland

Das deutsche Hochschulwesen befindet sich ständig im Umbruch. Seit vielen Jahren versuchen PolitikerInnen die Wissenschaftslandschaft in ihrem Sinne zu verändern. Immer häufiger stehen Umgestaltungen an, so dass es nur Wenigen möglich ist, dabei den Überblick zu behalten. Aus diesem Grund soll im Folgenden versucht werden, die momentane Situation kurz darzustellen. In der aktuellen Hochschulpolitik gibt es mehrere Komplexe, die betrachtet werden müssen. Zunächst ist das die 5. Novelle des Hochschulrahmengesetzes (HRG), in der u. a. die Einführung von Juniorprofessuren und die Befristung von wissenschaftlichen Qualifikationsstellen auf 12 Jahre beschlossen werden sollen. Als zweites muss die Einführung von konsekutiven Studiengängen (Bachelor/Master) genannt werden. Zuletzt ist das Problem der Studiengebühren im Auge zu behalten.

Juniorprofessuren

Die 5. Novelle des HRG sieht vor, an Stelle der Habilitation die Juniorprofessur einzuführen. Die/der InhaberIn hätten die gleichen Rechte und Pflichten wie ein/e „normale/r“ ProfessorIn und wäre demnach berechtigt, sich unabhängig von anderen LehrstuhlinhaberInnen wissenschaftlich zu qualifizieren, selbstständig zu forschen und zu lehren. Nach einer ersten positiven Evaluation nach 3 Jahren und einer weiteren nach insgesamt 6 Jahren wäre die/der JuniorprofessorIn dann befugt, eine richtige Professur zu bekleiden. Positiv daran ist zunächst für die Hochschulen, dass die Stellen der Juniorprofessuren weniger Geld kosten. Trotz gleicher Rechte und Pflichten wie „eigentliche“ ProfessorInnen erhalten die JuniorprofessorInnen ein geringeres Gehalt. Gleichzeitig wird hier jungen Wis-

senschaftlerInnen die Möglichkeit geboten, eher als bisher eigene Forschung zu betreiben. Eine Abhängigkeit in der Qualifikationsphase wie bisher würde nicht mehr bestehen. Möglicherweise könnte man so auch die Frauenförderung ausweiten. Negativ wirkt sich die Einführung der Juniorprofessur auf den „Schutz“ der sich Qualifizierenden vor übermäßiger Belastung in Lehre und Forschung aus. Habilitanden waren bisher in der Lehre nicht so stark eingebunden. Für die Hochschulen könnte der negative Anreiz eröffnet werden, die Juniorprofessuren nicht in reguläre Lehrstühle umzuwandeln, um Geld zu sparen. Die Aussichten für eine/n JuniorprofessorIn, nach der zweiten positiven Evaluation auch tatsächlich einen vollwertigen Lehrstuhl zu erhalten, sind derzeit noch nicht abzusehen. Insgesamt gesehen, weist die Juniorprofessur einige positive Ansätze auf, die deutlicher wären, wenn die WissenschaftlerInnen durch die Bereitstellung von mehr Geldern an den Hochschulen auch danach tatsächlich eine Professur erhielten und nicht durch neue JuniorprofessorInnen ersetzt würden. Leider mangelt es hier aber an Erfahrungen, die eine eindeutig positive Wertung nicht zulassen.

Wissenschaftliche Qualifikationsstellen

Das zweite Problem der Novellierung des HRG besteht in der zeitlichen Befristung von wissenschaftlichen Qualifikationsstellen. Im Wesentlichen betrifft dies den akademischen Mittelbau. Diese Befristung war von der Bundesregierung zunächst als Schutz gedacht, damit der wissenschaftliche Nachwuchs nicht immerzu von Befristung zu Befristung angestellt wird, sondern letztlich auch unbefristete Verträge bekommt. Das Problem besteht aber auch hier in der mangelnden finanziellen Ausstattung der Hochschulen. Unbefristete Stellen müssten aus

dem Haushalt der Hochschulen finanziert werden, was aber in den seltensten Fällen möglich ist. Somit kommt es zur Kündigung der Beschäftigten des Mittelbaus. Die einzige Möglichkeit, die WissenschaftlerInnen weiter zu beschäftigen, wären Teilzeitstellen nach dem Teilzeittarif, die aber ebenso für die einzelnen Personen meist nicht in Frage kommen, da sich hierdurch auch der Verdienst wesentlich verringern würde. Denkbar ist infolge dessen eine Abwanderung ins Ausland, so dass Deutschland ein wichtiges wissenschaftliches Potential verlieren würde.

Vom Ansatz her ist die Idee der Befristung also durchaus als positiv anzusehen. Die Umsetzung gestaltet sich allerdings problematisch, da die Hochschulen nicht die entsprechende finanzielle Ausstattung besitzen. Bei einem Beschluss dieses Gesetzes sind Entlassungen in großem Maß zu befürchten.

Die nächsten zwei Komplexe befassen sich mit dem Studium allgemein. Sie lassen sich kurz mit folgenden Worten zusammenfassen: Schaffung eines effizienten Studiums mit kurzer Verweildauer an den Hochschulen und somit eine schnelle wirtschaftliche Verwertbarkeit des Nachwuchses.

Bachelor und Master

Die konsekutiven Studiengänge mit den Abschlüssen Bachelor/Master (BA/MA) sollen nach der Prager Erklärung in Deutschland flächendeckend bis 2010 eingeführt werden. Nebulös dabei ist aber schon der Begriff „flächendeckend“. Unklar ist nämlich, ob dies bedeutet, die beiden Abschlüsse ausschließlich an den Hochschulen einzurichten oder sie ergänzend neben die bisherigen zu stellen. Gegen eine Abschaffung der bisherigen Abschlüsse spricht aber allein

schon die Tatsache, dass das deutsche „Diplom“ v. a. in den Ingenieurwissenschaften im Ausland sehr anerkannt ist.

Den Hochschulen obliegt die Gestaltung der Studiengänge. Sie müssen sich lediglich an die sehr allgemeinen Richtlinien von Kultusministerkonferenz und Hochschulrektorenkonferenz halten. Der Bachelor wäre demnach ein berufsqualifizierender Abschluss, während der Master wissenschaftsorientiert ist. Einen Vergleich mit dem anglo-amerikanischen System des BA/MA hören die PolitikerInnen dabei ungern. Sicherlich wäre es lediglich Ihre Absicht, die Gestaltungsweise der Elitehochschulen in Deutschland umgesetzt zu bekommen. Das Problem liegt jedoch darin, dass viele Hochschulen in Großbritannien oder den Vereinigten Staaten aufgrund ihres mangelhaften Ausbildungsniveaus nicht als Vorbilder dienen sollen und können. Die Niveauunterschiede sind hier zum Teil beträchtlich. Hinzu kommen auch hier zusätzliche Mehrkosten für die Hochschulen. Bei Einführung neuer Studiengänge würde durch die Parallelstruktur der aus- oder weiterlaufenden Studiengänge (Bestandsschutz für immatrikulierte Studierende) viel mehr Personal benötigt als bisher. Dies ist jedoch für die Hochschulen nicht finanzierbar, da die Finanzminister der Länder bei den Reformen Kostenneutralität fordern.

Gleichzeitig geht der (angebliche) Vorteil der internationalen Vergleichbarkeit ins Leere, da bisher in Europa keine einheitliche Regelung zu den Abschlüssen existiert und auch nicht abzusehen ist. Hier würde man nur einheitliche Titel schaffen, die allerdings die Ausbildung nicht weiterbringen. Positiv zur Vergleichbarkeit der Studienleistungen würde die Einführung des mit der BA/MA-Diskussion eng zusammenhängenden Kreditpunktesystems ECTS (European Credit Transfer System) beitragen, um die tatsäch-

liche Arbeitsleistung der Studierenden beurteilen zu können. Allerdings ist für dieses System die Einführung von neuen Abschlüssen nicht notwendig.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die politischen, rechtlichen und finanziellen Grundlagen zur Einführung der Abschlüsse Bachelor/Master noch nicht ausreichend sind. Ein weiterer Abschluss würde das Hochschulsystem Deutschlands nicht positiv reformieren. BA/MA lassen befürchten, dass aus der jetzigen Bildung an den Hochschulen eine Ausbildung wird. Für die Studierenden wäre es eine verschulte Ausbildung, die die Wissenschaft stark einengen würde.

Studiengebühren

Als Letztes soll das schon lange bestehende Problem der Studiengebühren kurz erläutert werden. Nachdem die 5. Novelle des HRG noch nicht einmal beschlossen ist, arbeitet man bereits an der 6., um hier die Gebührenfreiheit des Erststudiums zu garantieren, so der Kommentar des Bundesbildungsministeriums. Die in der 6. HRG-Novelle vorgesehene Gebührenfreiheit ist allerdings eine „Soll“-Bestimmung, die keine ausschließende Wirkung für die Bundesländer hat. Die konkrete Umsetzung dieser Richtlinien legt das Bundesministerium in die Hände der Wissenschaftsminister der Länder. Hier wären Verwaltungsgebühren, Studiengebühren, Gebühren für ein Langzeitstudium, aber auch Studienkontenmodelle möglich, wie sie seit langem der Rheinland-Pfälzische Wissenschaftsminister Zöllner vorschlägt.

Schon jetzt sind die Zahlen der deutschen Studierenden im internationalen Vergleich sehr niedrig. Durch eine Einführung von solchen Langzeitstudiengebühren oder Studienkontenmodellen hält man aber v. a. Frauen und Männer aus sozial schwachen Fami-

lien vom Studieren ab, da das Studium neben den ohnehin schon hohen Lebenshaltungskosten der Studierenden eine weitere finanzielle Barriere erhalten würde. Über mögliche finanzielle Beihilfen für Studierende sind bildungsferne Familien meist durch mangelnde Informationsquellen nicht unterrichtet. Grundvoraussetzung für eine Einführung von Studiengebühren wäre eine ausreichende Studienfinanzierung für alle Studierenden, die z. B. als Sockelmodell beim BAföG vorstellbar wäre.

Kürzlich gab es dann bei der HRK eine Geheimvorlage, dass jede Hochschule selbst entscheiden könne, ob Studiengebühren eingeführt würden. Selbstverständlich blieb diese Vorlage nicht lange unbekannt. Als Argument für die Einführung von Studiengebühren wird immer wieder genannt, dass dies zum einen an privaten Hochschulen sowie im Ausland sehr gut funktioniere. Gerade das System an privaten Hochschulen, deren Studierende häufig durch Stipendien finanziert werden, lässt sich selbstverständlich nicht auf alle Hochschulen über-

tragen. Woher sollten die Gelder für Stipendien aller Studierenden fließen? Im Ausland funktionieren Studiengebührensyste me nur dann, wenn die finanzielle Grundversorgung der Studierenden durch den Staat oder Stipendien gesichert werden kann. Hiervon kann aber in Deutschland keine Rede sein.

Fazit

Das grundsätzliche Problem, das in der Entwicklung der Hochschulpolitik bemerkbar ist, ist das Denken nach wirtschaftlichen Kriterien. Einen positiven Umschwung kann es allerdings erst dann geben, wenn PolitikerInnen und auch WissenschaftlerInnen wieder nach sozialen Gesichtspunkten entscheiden würden.

*Marco Weiß
Industriestraße 47
04229 Leipzig
marcoweiss@web.de*

Ein großes Experiment mit Menschen: Anmerkungen zum neuen Hochschuldienstrecht für junge Geisteswissenschaftler

1. Wissenschaftler haben immer Grund, über zu wenig Geld zu klagen. Eine Reform, die sich kostenneutral nennt, wird weiteren Grund zur Klage bieten. Wahrscheinlich werden Ressourcen zugunsten von Professoren mit hohem Marktwert umverteilt werden.

2. Das Kernproblem ist aber konzeptioneller Natur: Das Hochschuldienstrecht arbeitet

mit für die Wissenschaft inadäquaten Vorstellungen von Beamtenlaufbahnen. Das einzige einigermaßen funktionierende Laufbahnkonzept ist das des Hochschullehrers. Das Dienstrecht ist auf das Karriereziel Professor ausgerichtet. Auch nichtuniversitäre Forschungseinrichtungen werden für dieses Laufbahnkonzept instrumentalisiert, soweit sie dem Zugriff des Staates unterliegen.

3. Beamtenlaufbahnen im höheren Dienst müssen vor dem 32. Lebensjahr angetreten werden. Einem Vorbereitungsdienst mit Laufbahnprüfung folgt bei erfolgreichem Abschluss die Übernahme in ein Beamtenverhältnis auf Lebenszeit. Diesem Modell wird nun auch die Professorenlaufbahn angeglichen. Das Eintrittsalter in die Dauerbeamtung wird vorverlegt. Die Erlernung dienstspezifischer Fähigkeiten erfolgt in einer dem späteren Dienst weitgehend entsprechenden Tätigkeit. Der neue Vorbereitungsdienst heißt „Junioprofessur“, der Laufbahnprüfung entspricht die Evaluation nach drei Jahren, nach einer mit anderen Beamtenlaufbahnen vergleichbar kurzen Zeit.

4. Der Junioprofessor trägt den Titel „Professor“ (ohne Junior) und soll alles machen, was ein Professor so tut, selbst Dissertationen betreuen. Nach außen hin wird er nicht von einem normalen Professor zu unterscheiden sein. Dem steht die Tatsache entgegen, dass in den ersten 3 Dienstjahren die Eignung des Junior zum Professor überhaupt erst einmal festgestellt werden soll.

5. Nach 3 Jahren wird der Junior evaluiert, sein Dienstverhältnis bei positiver Bewertung um 3 Jahre verlängert. Der Junior darf nach der positiven Bewertung Professor werden. Bereits in der Juniorfunktion hat er die nach Status und Einkommen attraktive Position eines Professors de facto inne.

6. Diesen Verlockungen, mit denen das Ministerium wirbt, steht die Unsicherheit der Karriereposition Junioprofessor gegenüber. Es handelt sich um eine Position, die man nicht halten kann und die man auch nicht 6 Jahre lang, wie dies oft behauptet wird, halten sollte. Das zweite Kontingent von 3 Jahren wird dem positiv evaluierten Junior nur zur Verfügung gestellt, damit er Zeit hat, sich auf eine Lebenszeitprofessur zu bewerben. Das steht nicht im Gesetz, aber in den Empfehlungen des Wissen-

schaftsrates. Es ist auch logisch. Warum sollte ein positiv evaluierter Junior noch weitere 3 Jahre auf einer Juniorstelle sitzen. Der positiv evaluierte Junior hat ebenso wenig eine Garantie auf eine Professur wie heute ein habilitierender Wissenschaftler. Findet er in den 3 Jahren keinen Lehrstuhl, muss er absteigen. Eine nach Hochschulrahmengesetz (HRG) befristete Beschäftigung in der Wissenschaft ist dann nicht mehr möglich, erstens, weil sein persönliches Zeitkontingent dann erschöpft ist, zweitens, weil seine Qualifizierungsphase mit der Evaluation logischerweise abgeschlossen wurde. Befristete Weiterbeschäftigung ist nach Teilzeit- und Befristungsgesetz (TzBfG) Übergangsweise möglich, z. B. 2 bis 3 Jahre aus sozialen Gründen, um den Sprung auf einen Lehrstuhl doch noch zu ermöglichen. Bei befristeter wie unbefristeter Beschäftigung in der Wissenschaft bleibt nur der Status als wissenschaftlicher Mitarbeiter, ein mit Gehaltseinbußen verbundener Abstieg in ein weisungsgebundenes Beschäftigungsverhältnis. Der Wechsel in eine leitende Position an einem Forschungsinstitut erscheint zunächst unwahrscheinlich. Ein nichtwissenschaftlicher Arbeitgeber wird einen gewesenen Junior kaum nehmen wollen, da ihm die für die jeweilige Stelle relevante Berufserfahrung und soft skills wie Teamfähigkeit fehlen werden.

7. Völlig offen ist die Frage, was aus Juniorprofessoren wird, die negativ beurteilt wurden. Sie werden nach der Evaluierung noch maximal ein Jahr weiterbeschäftigt, in dem sie sich eine andere Stelle suchen müssen. Es ist unklar, wie ein explizit negatives Arbeitszeugnis das berufliche Fortkommen eines gefallenen Juniors fördern wird. Mir ist nicht klar, ob ein Junior, der in der Regel als Beamter auf Zeit eingestellt werden soll, einen Anspruch auf Arbeitslosengeld oder eine vergleichbare Leistung erwirbt. Wenn nicht, dann sollte immer ein Angestelltenverhält-

nis begründet werden. Arbeitslose ehemalige Juniorprofessoren kommen freilich in den Planspielen des Ministeriums nicht vor. 8. Das viel diskutierte und auch vom Wissenschaftsrat geforderte Tenure-track-System aus Amerika wird es in Deutschland auch weiterhin nicht geben. Mit der Aufhebung des Hausberufungsverbots wurde ein zweifelhafter Kompromiss gefunden. Hat der Junior nach der Promotion die Hochschule gewechselt, darf er sich auf einen Lehrstuhl an seiner aktuellen Hochschule bewerben und wird dann vermutlich auch gegenüber Mitbewerbern bevorzugt werden.

9. Nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates sollen Juniorprofessuren von den Hochschulen als Mittel der strategischen Personalplanung eingesetzt werden. Eine Juniorprofessur sollte nur eingerichtet werden, wenn in dem Fach in 4 bis 6 Jahren ein Lehrstuhl frei wird. Damit das System wirklich funktionieren kann, müssten die Planer aber auch Lehrstühle an anderen Hochschulen im Auge haben. Würden Juniorstellen nach diesem Prinzip eingerichtet, wären sie für nachwachsende Generationen auf Jahrzehnte hinaus nicht verfügbar. Das widerspricht dem Prinzip der Qualifizierungsstelle, die befristet wird, um nach wenigen Jahren für neue Anwärter verfügbar zu sein.

10. Mit der Herabsetzung des Berufungsalters sinkt der Bedarf an Professoren, da diese länger im Amt sein werden.

11. Es gibt keine Sicherung im Gesetz, die verhindert, dass Juniorprofessuren als flexible Billigprofessuren missbraucht werden. Ein Junior kostet weniger Geld als ein „richtiger“ Professor. Seine Stelle kann spätestens nach 6 Jahren fachlich neu definiert oder kassiert werden.

12. Da auch die Hochschulen nicht an einer negativen Evaluation ihrer Juniorprofessoren interessiert sind, fordern sie bereits bei

der Einstellung habilähnliche Leistungen. Daraus ergibt sich das Mindestalter für die Einstellung als Junior – 2 bis 3 Jahre nach der Promotion. Das HRG verlangt dagegen zur herausragenden Promotion keine weiteren wissenschaftlichen Leistungen, sondern nur noch pädagogische Eignung, also Lehrerfahrung. Nach HRG könnte die Juniorprofessur also ohne Postdok-Phase auf die Promotion folgen. Auch in der Benennung des Höchstalters bei der Bewerbung auf eine Juniorprofessur weichen die aktuellen Stellenausschreibungen vom HRG ab. Während sie es auf 5 Jahre nach der Promotion festlegen, sagt das HRG, dass Beschäftigungszeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter vor und nach der Promotion nicht mehr als 6 Jahre betragen sollen. Diese Vorschrift ist nur im Zusammenhang mit dem Befristungsparagrafen 57b des HRG zu verstehen. Wer bereits länger als 6 Jahre gearbeitet hat, könnte die 6 Jahre der Juniorprofessur nicht voll ausschöpfen, da ihm insgesamt nur ein Kontingent von 12 Jahren zusteht. Im Sinne des 57b sind alle Promotionszeiten „Arbeitszeiten“. Dadurch werden Stipendiaten und arbeitslose Doktoranden eingefangen, die sonst gegenüber Doktoranden, die „ordentlich arbeiten“ einen „Zeitvorteil“ bei der Befristung hätten. Geht man davon aus, dass bis zum Abschluss des Promotionsverfahrens 4 Jahre gebraucht werden, so muss der promovierte Wissenschaftler spätestens 2 Jahre nach der Verteidigung eine Juniorstelle erhaschen.

13. Es bleibt also nur ein kleines Zeitfenster im Leben jedes Wissenschaftlers, in dem die Bewerbung auf eine Juniorstelle Aussicht auf Erfolg hat. Mit einem „Kampf um die besten Köpfe“ hat das nichts zu tun. Juniorprofessuren sind rar und werden fachlich sehr eng ausgeschrieben. Damit wird die Astrologie in ihre angestammten Rechte eingesetzt. Die Sternkonstellation bei Geburt eines Wissenschaftlers bestimmt dessen Laufbahn.

14. Das Konzept „Juniorprofessor“ hat es in Westdeutschland um 1970 schon einmal gegeben. Damals hieß es „Assistenzprofessor“ und ist kläglich gescheitert. Damit sich der Junior im Kampf um die Lehrstühle durchsetzen kann, wird er privilegiert. Ab 2010 ist die Juniorprofessur die Regelvoraussetzung für eine Vollprofessur. Zu diesem Zeitpunkt wird die Habilitation verboten. Den Befristungsregeln des 57b werden alle Wissenschaftler im Zugriff des Staates unterworfen. Diese Regel gilt ohne Übergangsbestimmungen.

15. Das neue HRG erlaubt die befristete Beschäftigung von Personen in der Wissenschaft für bis zu 12 Jahre ohne Sachgrund. Hier ergibt sich ein Widerspruch zur Annahme, dass die im Wissenschaftsbereich besonders häufige Befristung von Arbeitsverträgen mit der Qualifikation des Nachwuchses zusammenhängt. Eine befristete Beschäftigung nach Paragraph 57 ist auch möglich, wenn von der Qualifizierung des Mitarbeiters keine Rede sein kann.

16. Für Nichtpromovierte liegt die Befristungshöchstgrenze bei 6 Jahren. Expertenkommission und Wissenschaftsrat haben die Nachwuchswissenschaftlerlaufbahn aber folgendermaßen getaktet: 3 Jahre bis zur Promotion, 3 Jahre Postdok, 3 Jahre Junior bis zur Evaluation, 3 Jahre für die Bewerbung auf eine Vollprofessur. Die Zeit, die von der 6-jährigen Promotionsphase nicht verbraucht wird und auch gar nicht verbraucht werden soll, wird der 6-Jahrespanne nach der Promotion zugeschlagen und eröffnet ein im Durchschnitt vermutlich 2-jähriges Postdok-Fenster.

17. Die Laufbahnregelungen im HRG sollen mehr Planungssicherheit bringen. Jeder kann sich ausrechnen, wie lange er noch auf befristeten Stellen zubringen darf. Die Regelung zielt bewusst darauf ab, Nachwuchswissenschaftlern, die innerhalb der 12-Jahres-Frist keine Chance haben, eine Professur

oder eine andere Dauerstelle zu erlangen, den Ausstieg aus der öffentlich finanzierten Wissenschaft zu empfehlen. Intention des Gesetzgebers ist es, einen „Personalüberhang sozialverträglich abzubauen“. Wer glaubt, es gebe dann nicht mehr genügend Arbeitskräfte in der Wissenschaft, soll neue Dauerstellen schaffen. Dem steht jedoch die große Wertschätzung der befristeten Beschäftigung durch die Arbeitgeber in der Wissenschaft entgegen.

18. Als Regelzugang für eine wissenschaftliche Tätigkeit wird die Promotion konzeptionell gestärkt. Das neue HRG erkennt erstmals die Existenz von Doktoranden an. Es fordert die Einrichtung begleitender Promotionsstudiengänge, damit die zukünftigen Juniorprofessoren auf ihre Arbeit besser vorbereitet werden. Neben den Noten für Dissertation und Rigorosum wird künftig die Promotionsdauer eine „Note“ von wachsendem Gewicht.

19. Das neue HRG will „überflüssige“ Wissenschaftler vor Erreichen des 40. Lebensjahres zur beruflichen Umorientierung bewegen. Für viele nichtwissenschaftliche Tätigkeiten gilt aber bereits der Schritt zur Promotion als der erste Schritt in der Wissenschaftlerkarriere als Fehler. Ein Ausscheiden Mitte bis Ende 30 kommt für einen Wechsel schon zu spät.

20. Nach Ausschöpfen der Fristen des 57b greift Paragraph 14 TzBfG. Er soll jedoch befristete Beschäftigung nicht ermöglichen, sonst brauchte man kein Gesetz. Drittmittelbeschäftigung ist zwar als Befristungsgrund zulässig, Kettenverträge sind jedoch verboten. Wissenschaftliche Projekte lassen sich auf Basis des TzBfG nicht planen. Hier stehen sich zwei einander widersprechende Denkfiguren gegenüber. Der Wissenschaftler muss einerseits begründen, dass das Projekt ganz besonders wichtig ist und es sich potenziell offen halten, er muss aber andererseits nachweisen, dass seine Stelle nach

Ablauf der Projektphase völlig überflüssig ist. Das TzBfG wird in Ausnahmefällen für etwa 3 Jahre eine Übergangslösung bieten, mehr nicht. An diesem Gesetz haben Arbeitsrechtler ihre Freude, Hochschulverwaltungen werden es meiden.

21. Neben den Hochschullehrern gibt es künftig nur die Personalkategorien „wissenschaftlicher Mitarbeiter“ und „Lehrkraft für besondere Aufgaben“. Spätestens seit der Pensionierung von Derrick war klar, dass der Assistent an deutschen Hochschulen keine Zukunft mehr hat. Der verpönte Satz „Harry, hol schon mal den Wagen!“ wird aber sicher auch in Zukunft zu hören sein, denn wissenschaftliche Mitarbeiter sind weisungsgebundene Beschäftigte, also auch nichts anderes als Assistenten, nur etwas billiger.

22. Das neue Hochschuldienstrecht ist dem Gender-Mainstreaming verpflichtet. Die Einfügung weiblicher Berufsbezeichnungen macht die Hälfte aller Änderungen im HRG aus. Die „Studenten“ wurden in „Studierende“ verwandelt. Gender-Mainstreaming ist die leere Worthülse zur Frauenförderung, eine effektive Strategie, um Deutschland seinen PISA-Platz bei Beschäftigung und Aufstiegschancen von Frauen in der Wissenschaft zu bewahren. Gender-Mainstreaming – das ist, wenn Stoiber Kanzlerkandi-

dat wird. Die Fristen für Nachwuchswissenschaftlerinnen verlängern sich lediglich um die gesetzlichen Mutterschutzfristen. Besondere Frauenförderkonzepte gibt es im neuen Hochschuldienstrecht nicht. Die Abschaffung der Habilitation soll *per se* frauenfördernd wirken.

23. Wie die Zukunft aussehen wird, bleibt trotz aller Reglementierung offen. Viele Regelungen, etwa für die Evaluierung der Juniorprofessoren, fehlen noch. Schwer abzuschätzen sind die Perspektiven der Juniorprofessoren, relativ klar sind dagegen die „Fristenlösungen“ für junge Wissenschaftler. Ob sich die Wissenschaftlerkarriere der des Balletttänzers angleichen wird, ist offen. Auf jeden Fall wurde ein weiteres Hindernis auf dem überregulierten deutschen Arbeitsmarkt zur Förderung der strukturellen Arbeitslosigkeit aufgebaut. Ein großes Experiment mit Menschen – und offenem Ausgang. Wer mehr wissen will, findet ein reiches Informationsangebot im Internet. Als Einstieg empfehlenswert: www.bmbf.de und www.historicum.net.

*Stephan Niedermeier
Historisches Seminar
Burgstraße 21
04009 Leipzig*

Archaeologies of Europe. History, Methods and Theories
Archäologien Europas. Geschichte, Methoden und Theorien.
hrsg. von Peter F. Biehl, Alexander Gramsch & Arkadiusz Marciniak

Tübinger Archäologische Taschenbücher Bd. 4, 2002, Tübingen: Waxmann.
590 S., ca. 25,- Euro. Erscheint Mai 2002

INHALT:

Grußworte/Addresses

Vorwort/Preface - Die Herausgeber/The Editors

EINLEITUNG/INTRODUCTION

Archaeologies of Europe - an introduction

Peter F. Biehl (Halle), Alexander Gramsch (Leipzig) & Arkadiusz Marciniak (Poznan)

„Archäologien“ Europas und „europäische Archäologie“ -

Rückblick und Ausblick

Hermann Parzinger (Berlin)

Between a Community of Inspiration and the Separateness of Archeological Traditions

Danuta Minta-Tworzowska (Poznan)

GESCHICHTE DES ARCHÄOLOGISCHEN DENKENS IN OST UND WEST/HISTORY OF ARCHAEOLOGICAL THOUGHT IN EAST AND WEST

From the history of eastern and western archaeological thought. An introduction to discussion

Stanisław Tabaczynski (Warszawa)

East is East and West is West: Power and Paradigm in European Archaeology

Paul M. Barford (Waszawa)

Die mitteleuropäische Archäologie: eine Standortbestimmung zwischen Ost und West

François Bertemes (Halle)

Archäologische Kulturen und moderne Nationen

Jean-Paul Demoule (Paris)

THEORIE UND PRAXIS IN DEN EUROPÄISCHEN ARCHÄOLOGIEN/THEORY AND PRACTICE IN EUROPEAN ARCHAEOLOGIES

Die Entwicklung von archäologischen Organisationen und Institutionen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert und das „öffentliche Interesse“ - Bedeutungsgewinne und Bedeutungsverluste und deren Folgen

Jürgen Kunow (Wünsdorf)

Sonderweg oder gehemmte Entwicklung?

Einige Bemerkungen zu momentanen Entwicklungen der deutschen Archäologie

Ulrike Sommer (Leipzig)

Devided we stand? Some opinions about trends and developments in Scandinavian archaeology 1970-2000

Bjornar Olsen (Tromsø)

Theoretical archaeology in Britain in the late 20th century - an overview

John Chapman (Durham)

Present day Russian Archaeology and the Outside World

Ludmila Koryakova (Ekaterinburg)

Palaeolithic studies in Russia: retrospect and prospects

Sergey A. Vasil'ev (St. Petersburg)

Die Archäologie der Ukraine: vom „entwickelten Sozialismus“ zur „Selbstständigkeit“

Jurij Rassamakin (Kiev)

Czech archaeology at the turn of the millennium

Evžen Neustupný (Plzen)

The avatars of a paradigm: a short history of Romanian archaeology

Dragos Gheorghiu & Christian F. Schuster (Bucarest)

Die bulgarische Archäologie im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

Vassil Nikolov (Sofia)

Still innocent after all these years? Sketches for a social history of archaeology in Serbia

Stasa Babic (Belgrad)

Archaeology in five states - a peculiarity or just another story at the crossroads of „Mitteleuropa“ and the Balkans: a case study of Slovene archaeology

Predrag Novakovic (Ljubljana)

An Italian Perspective

Alessandro Guidi (Rome)

Archaeological thinking and practice in Spain (1939 - 2000)

Maria Isabell Martínez Navarrete (Madrid)

DISKUSSION

Ulrich Veit (Tübingen)

Zbigniew Kobylinski (Warszawa)

Philip Kohl (Wellesley)

ZUSAMMENFASSUNGEN:

DEUTSCH, ENGLISCH, POLNISCH, RUSSISCH

PERSONEN- UND SACHREGISTER

Bestellungen an: Alexander Gramsch, agramsch@theorie-ag.de, Fax 030/7712258

Will die Türkei ihre Geschichte akzeptieren?

Bei einer Reise durch eine Reihe von Ländern in kurzem zeitlichen Abstand hat man die Möglichkeit, buchstäblich weiträumig zu vergleichen, was durch die jeweils frischen Erinnerungen an die bereits besuchten Regionen weit besser gelingen kann, als durch das Bereisen derselben Gebiete über mehrere Jahre - etwa jeweils während eines Sommermonats - hinweg. Andererseits besteht die Gefahr der oberflächlichen Wahrnehmung, da jedes Gebiet ein breites, unterschiedlich entstandenes, erhaltenes und präsentiertes archäologisches und historisches Befundspektrum bietet, das eine je spezifische, detaillierte Vorbereitung erfordert, welche bei dieser Art des Reisens letztlich nicht wirklich zufriedenstellend erfolgen kann. Der Vorteil einer solchen längeren, geographisch ausgreifenden Reise wird auf einem Gebiet offensichtlich, das die archäologische Theoriediskussion v. a. seit Beginn der post-prozessualen Debatte immer noch stark beschäftigt: der Präsentation der Vergangenheit für das in- wie ausländische Publikum, die interessierte Öffentlichkeit.

Die Konstruktion der nationalen Vergangenheit mittels archäologischer und historischer Funde und Befunde/Monumente ist vielfach thematisiert worden, und die Fülle der betreffenden Literatur ließe sich gar nicht erschöpfend zitieren. Interessant wird der Fall, wenn wir es mit multiethnischen Staaten zu tun haben, die sich als Ergebnis ihrer ökonomischen und politischen Entwicklung in einem Spannungsfeld zwischen verschiedenen politischen und kulturellen Sphären verorten. Die moderne Türkei bot mir während meiner Reise vom Oktober 2000 bis zum September 2001 eines der

interessantesten, weil komplexesten Beispiele. In der laufenden Theoriediskussion der Archäologie ist sie jedoch kaum aufgetaucht - im Gegensatz etwa zu anderen Ländern des östlichen Mittelmeers und Nahen Ostens wie Griechenland und Israel/Palästina. Dies scheint zunächst auf dem Hintergrund dessen, daß einerseits zahlreiche türkische Universitäten archäologische Lehrstühle haben und andererseits auch seit weit mehr als 100 Jahren viele ausländische archäologische Institutionen und Missionen kontinuierlich im Land tätig sind, erstaunlich. Der prähistorische Archäologe Mehmet Özdoğan von der Universität Istanbul führt in seinem kurzen, aber sehr informativen Überblick zur Geschichte der türkischen Archäologie als Grund für das Fehlen der Türkei in Darstellungen zur archäologischen Forschungsgeschichte folgendes an: „*Considering the large number of my colleagues that are fluent in our language it seems evident that this negligence is more the result of political biases than of the inability to access documents written in Turkish. Here we can conclude with the quote that 'Third World Nations resent those in the West who would deny them their past while claiming history as their own' [McIntosh et al. 1989:74] (Özdoğan 1998, 121 f.).*“ Diese Erklärung, die auf Eurozentrismus und allgemein westliche Vorurteile abzielt, ist zu beachten, wird aber kaum die einzige sein, die hier relevant ist. Wenn man den Grad der kulturpolitischen und auch unmittelbar politischen Implikationen, den die archäologische Forschung in der türkischen Gesellschaft und für den türkischen Staat besitzt, einmal wahrnimmt, verwundert es einen weniger, daß Vieles von den nicht-türkischen wie auch den tür-

kischen Archäologen nicht in die öffentliche Diskussion gebracht wird oder sich gar in Publikationen niederschlägt.

In praktisch allen nationalen Archäologien hat der Bezug auf bestimmte frühgeschichtliche Ethnien eine wichtige Rolle in der Herausbildung der Disziplin gespielt und spielt sie - möglicherweise stark gewandelt und mit anderen Bezugspunkten - noch. Die Türkei ist hier keine Ausnahme. Mit dem Fall des Osmanischen Reiches und der Gründung der Republik durch Mustafa Kemal (später Atatürk) 1923 wurden neue historische Paradigmen geschaffen. Die Republik war aus dem Krieg gegen europäische Interventionsmächte (in erster Linie gegen französische und griechische Armeen), aber auch gegen aufständische nationale Minderheiten, v. a. die Armenier und die Pontosgriechen, als explizit türkischer Nationalstaat entstanden. Da türkische Bevölkerungsgruppen erst nach der für die Seldschuken siegreichen Schlacht gegen den byzantinischen Kaiser beim armenischen Manzikert (heute türkisch Malazgirt) 1071 u. Z. das heutige Territorium der Türkischen Republik flächendeckend besiedeln konnten, erwählten sich Mustafa Kemal und die neue Staatsführung in den 20er und 30er Jahren frühe Zivilisationen und Ethnien als nationalkulturelle Bezugspunkte, die einerseits viel weiter in die Vergangenheit zurückreichten und andererseits nicht mit Armeniern und Griechen in Verbindung gebracht werden konnten. Die Wahl fiel auf Sumerer und vor allem Hethiter. In den Theorien der türkischen Historikerkommission der 30er Jahre wurde sogar versucht, mittels aus den europäischen Ländern übernommener linguistischer Ansätze und Rassenstheorien u. a. auf der Basis von Schädelvermessungen eine türkische ethnische Zugehörigkeit verschiedener nahöstlicher Bevölkerungsgruppen des Altertums zu beweisen (Vryonis 1995, 212-219).

„One way to save the Hittites from Western cultural spoil was to declare them alongside other ancient civilizations of Anatolia to be ancestors of the Turks. Were the Turks claiming Germany's old cultures, the Gauls of England and France, the Etruscans of Italy, Minos and Myceneia (sic!) of Greece? How and who can blame the Turks when they considered the Sumerians as Turks? ... To turn back to Atatürk, he was, of course, making an effort not to give up ancient Anatolian cultures to the European imperialists“ (Ünal 1999, 28 f.).

Die linguistischen Theorien (v. a. die „Sonnensprachtheorie“) und die Rassenparadigmen (v. a. die „Türkische Geschichtstheorie“) sind heute fast in Vergessenheit geraten. Daß jedoch v. a. die Hethiter als „anatolisches Volk“ gegenüber den „griechischen Kolonisten“ und den „die Anatolier gräzisierenden Byzantiner“ (Ünal 1999, 29) herausgestellt werden und vor allem auch diesen gegenüber ein zeitliches Primat besitzen müssen, scheint auch heute noch ein zentrales Anliegen mancher türkischer Wissenschaftler zu sein. So liest man bei dem in München lehrenden hethitischen Philologen Ahmet Ünal in einer von der Etibank anlässlich des 75 Jahrestags der Gründung der Türkischen Republik herausgegebenen Publikation bezüglich des in den hethitischen Quellen erwähnten Ahhijawa: *„There are tendencies to identify the Ahhiyawa with the Greeks, without any scientific support. Here we are confronted with a fait accompli. Yet the Turkish archaeologists so far did not promulgate any 'national' view of their own on this point; but they have the material, the capacity and most important the obligation to do that“ (Ünal 1999, 87).* In der Tat ist es methodisch nicht möglich, eine Fremdbezeichnung (Ahhijawa) auf eine archäologisch definierte Kultur (die mykenische) zu übertragen, und auch eine Gleichsetzung dieser Bezeichnung mit den homerischen

„Achaioi“ ist problematisch. In seiner Negation der ethnischen Identifikationen, die er auf blinden Philhellenismus zurückführt (ebd. 135), unterschlägt Ünal jedoch neuere Forschungsergebnisse zum bronzezeitlichen Milet (erstmal ausführlich B. u. W.-D. Niemeier 1997), die den mehrheitlich minoischen bzw. in jüngeren Schichten mehrheitlich mykenischen (und nicht westkleinasiatischen) Charakter von Funden wie Befunden demonstrieren, wenn er davon schreibt, der Prozentsatz mykenischer Keramik u. a. in Milet sei „disappearingly small“ (Ünal 1999, 145). Man kann zwar sagen, dies liege am Erscheinungsdatum des Milet-Vorberichts, Ünals Intention ist aber erklärt-

ermaßen eine politische (s. o.).

In der westlichen Türkei begegnete man noch vor nicht allzu langer Zeit diversen ähnlich gelagerten Unterschlagungen v. a. der Bezeichnung „griechisch“ in Museen oder bei Führungen. In Bezug auf die antike Bevölkerung ersetzte man „griechisch“ meist durch das vom Laien zunächst nicht leicht einzuordnende „ionisch“. Fremdenführer schilderten auch gern die turkisierte Ethymologie von „Anadolu“, des aus dem byzantinischen Griechisch (Anatoli) stammenden geographischen Begriffs Anatolien, als zusammengesetzt aus den türkischen Wörtern „ana“ (Mutter) und „dolu“ (voll), zusammen mit einer Legende von der Ein-

Bibliotheken-Links

Deutschsprachiger Raum (Auswahl)

Die Deutsche Bibliothek Frankfurt a. M.

<http://www.ddb.de>

(alle deutschsprachigen Publikationen ab 1945 ff.)

Rubrik „online“: Zugang zum WebOPC

Rubrik „links“: u. a. zu Verzeichnissen aller deutschen

Bibliotheken mit Online-Katalogen (<http://www.hbz-nrw.de/hbz/germlst/>) und aller Bibliotheks-OPACs und

Informationsseiten weltweit (<http://www.hbz-nrw.de/hbz/toolbox/opac.html>)

Bayerische Staatsbibliothek München

<http://www.bsb.badw-muenchen.de>

Bayerische Staatsbibliothek München

<http://www.bsb.badw-muenchen.de>

Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes

<http://www.swbv.uni-konstanz.de/CGI/cgi-bin/opac-form.cgi>

Hessisches BibliotheksInformationsSystem (HeBIS)

<http://webcbs.rz-uni-frankfurt.de/>

Österreichische Nationalbibliothek Wien

<http://www.onb.ac.at>

(Publikationen ab 1501 ff. !!!)

Schweizerische Landesbibliothek Bern

<http://www.snl.ch>

(mehr als 1 Million Einträge in Online-Katalog)

Internationale Bibliotheken (Auswahl)

Bibliothèque Nationale Paris, BN-OPALE PLUS

<http://www.ccf.fr/bnf/accdis/accdis.html>

(ca. 8 Millionen Bücher und Zeitschriftenbände)

Library of Congress, Online Catalog, Washington D.C.

<http://catalog.loc.gov>

(„comprised of approximately 115 millions items“)

Odense Universitetsbibliotek, ODIN-Opac, Dänemark

<http://www.ou.dk>

Statsbiblioteket Aarhus, WWW-Opac, Dänemark

<http://www.sb.aau.dk>

Stockholms universitetsbibliotek.katalogen, Schweden

<http://katalog.sub.su.se/>

National-Bibliothek Warschau, Online-Katalog

<http://193.59.172.100/screens/opacmenu.html>

(Englische Benutzeroberfläche)

wanderung der Türken nach Kleinasien, bei der diese von einem Mütterchen zu einen vollen Brunnen geführt worden seien.

In den neu gestalteten Museen und Ausstellungen scheint sich aber in bezug auf die griechischen Epochen der kleinasiatischen Geschichte ein weniger nationalistischer, vielmehr deutlich „neutralerer“ Ton durchgesetzt zu haben. So wird in der ausgezeichnet reorganisierten und erweiterten Keramikausstellung des Archäologischen Museums Izmir die gesamte griechisch geprägte Geschichte Ioniens dargestellt, und auch die byzantinische Zeit wird ausführlich präsentiert, einschließlich der etymologischen Herleitung der modernen türkischen Stadtteil- und Vorortnamen Izmir von ihren griechischen Vorläufern aus byzantinischer Zeit (etwa Menemen von Memänoméni). Im Museum Bodrum ist sogar etwas von „mykenischen Griechen“ an Bord des spätbronzezeitlichen Schiffs von Ulu Burun zu lesen - das Ergebnis einer ganz positivistischen Sicht auf die Aussagekraft von - in diesem Falle mykenischen - Artefakten zur Herkunft ihrer Besitzer.

Selbst die jüngste Geschichte der Griechen in Kleinasien, die mit dem Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei 1923/24 endete, wird vielerorts nicht mehr verschwiegen: In 'irince (früher Kirkince) bei Ephesos etwa wird auf die früheren griechischen Bewohner, den Bevölkerungsaustausch und die damit verbundene Ansiedlung von Türken aus dem Balkan auf einem Gedenkstein auf dem Dorfplatz hingewiesen. In Iskele bei Urla, westlich von Izmir (früher Skála Wourlón), schließlich ist am Sommerdomizil des griechischen Dichters Jórghos Seféris eine türkisch-griechisch-englische Gedenktafel samt türkischen und griechischen Fahnen angebracht.

Diese Veränderung der Sichtweise und Präsentation wird einerseits mit den insbesondere seit 1999 (im Gefolge verheerender

Erdbeben bei Istanbul und Athen) verbesserten griechisch-türkischen Beziehungen und der Orientierung großer Teile der offiziellen türkischen Politik auf die EU hin zu tun haben. Andererseits besteht aber insbesondere bei den türkischen Intellektuellen schon seit längerem - und wohl befördert durch die Debatte um ethnische Minderheiten anlässlich des Krieges in den kurdischen Gebieten - ein großes Interesse an der Geschichte der nicht-türkischen Minderheiten und insbesondere der Griechen des Osmanischen Reiches. Nicht unwichtig dürften auch die Einnahmen aus dem Tourismus sein, denn in den letzten Jahren ist die Zahl der Besucher aus Griechenland in der Westtürkei angestiegen. Verstärkt findet auch diverser Kulturaustausch zwischen Griechenland und der Türkei statt, und seit wenigen Jahren gibt es sogar türkisch-griechische Kooperationen bei prähistorischen Ausgrabungen in der Türkei.

Ganz anders stellt sich die Situation im Osten des Landes, in den früher von Armeniern - und heute meist von Kurden - bewohnten Gebieten dar. „*All over Eastern and Southeastern Turkey there are, and have been for a long period of time, numerous excavations covering the entire time span from the Neolithic to Medieval periods. Numerous Armenian sites, including Ani and Ahtamar, have been excavated and a number of Armenian churches have been restored. For the most part archaeology has not been linked to contemporary polemics surrounding ethnicity*“ (Özdoğan 1998, 120). Hinsichtlich der Grabungen und zumindest zum Teil hinsichtlich der Restaurierungen (die in Ani bislang jedoch nur sehr partiell sind und vor allem die Befestigung betreffen) ist Özdoğan zuzustimmen. Die Tatsache allerdings, daß es sich um armenische Kirchen und Monumente handelt, kann der Reisende in Van, Kars, Ani und anderswo im historischen Westarmenien, also der heutigen öst-

lichen Türkei, nur den ausländischen Reiseführern entnehen. Der türkische Fremdenverkehr und die türkischen archäologischen Museen etwa in Kars sparen zwar nicht an Hinweisen und Werbeplakaten mit den großartigen Kirchen von Ani, die man unbedingt sehen müsse, aber nirgends fällt ein Wort über die Erbauer. Vor Ort in Ani, der Hauptstadt des unabhängigen armenischen Königreichs des 10./11. Jahrhunderts u. Z., direkt an der heutigen armenisch-türkischen Staatsgrenze, empfängt den Besucher eine große Informationstafel, die die Bewohner von Ani durch die Jahrtausende auflistet: „...BC 626 - 149 *Sovereignty of Saka (Iskit) Turks*; BC 149 - AD 430 *Sovereignty of Arsaks*; ... in 732 it was obtained by the *Bagrats* ...“. Als erstes Volk, so erfährt der/die Besucher/in, besaßen den Ort also türkische Skythen. Erstaunt nimmt er/sie also zur Kenntnis, daß die türkische Forschung das Rätsel der ethnischen Zugehörigkeit der Skythen gelöst hat und sie bei den Türken eingemeinden konnte. Wer aber die Bagratiden waren - die armenische Königsdynastie nämlich - das will die türkische Forschung offenbar nicht wissen oder genauer: den/die Besucher/in nicht wissen lassen. Auch im Museum von Kars sucht man vergeblich nach der armenischen Geschichte. In der ethnographischen Abteilung sind zwar einige christliche Exponate zu sehen, jedoch durchweg russisch-orthodoxe, aus der Zeit, als Kars zum russischen Zarenreich gehörte (1878–1917). Das gleiche Bild bietet sich in den Museen von Van und Erzurum: Breit wird über türkische Volkstrachten und traditionelles Inventar türkischer Häuser sowie islamische Kunst informiert, aber kein Wort von der armenischen christlichen Bevölkerung, bis man zu einer Reihe von Vitrinen mit menschlichen Knochen und den spärlichen Überresten von halbvergängerer Kleidung gelangt. Die Knochen zeigen die Hiebspuren von Säbeln.

In Van liest man beigegebene Erläuterungen auch auf Englisch: Es handle sich um eine Zufallsentdeckung; die Zahnplomben aus Porzellan sowie Beifunde erlaubten eine Datierung ins beginnende 20. Jahrhundert. Die Menschen seien Opfer eines Massakers geworden. Die Schädelvermessung würde darüber Auskunft geben, welcher Bevölkerung die Erschlagenen angehörten: Die meisten Schädel seien brachycephal wie die Schädel der Türken, nur einer zeige armenische Rassenmerkmale. Damit sei erwiesen, daß hier Türken Opfer eines Massakers von Armeniern geworden seien. Ergänzend werden dann noch die Kampfeignisse zwischen Türken und Armeniern, so wie die Türkei sie sehen will, geschildert - jedoch nur auf Türkisch, nicht wie im Falle des anthropologischen „Berichts“ auch in englischer Übersetzung. Eine weitere Vitrine enthält Publikationen in unterschiedlichen Sprachen, welche die Armenier Anfang des 20. Jahrhunderts als Täter und die Türken als Opfer der nationalistischen Massaker präsentieren. Die Abteilung im Museum Erzurum, wo die Texte in der Ausstellung noch fehlten, wird nach den Angaben des Deutsch sprechenden Wächters die gleiche Botschaft vermitteln, wenn sie fertig ist: Die Knochen stammten aus türkischen Gräbern; jene Türken seien von armenischen Soldaten während der türkisch-armenischen Kriege umgebracht worden.

Die Ausstellungen in den türkischen Provinzmuseen werden von aus Ankara entsandten Kommissar/inn/en konzipiert und eingerichtet. Es handelt sich nicht um die Arbeit provinzieller, schlecht ausgebildeter Lokalnationalisten. Die Botschaft stammt zentral aus der türkischen Antikenbehörde. Die Einrichtung jener Ausstellungen fällt in eine Zeit der wiederaufgenommenen Debatte um den Völkermord an ca. 1,5 Millionen Armeniern, der vom Osmanischen Reich mit Unterstützung durch kurdische

Freischärler Anfang des 20. Jahrhunderts (mit dem Höhepunkt im Jahre 1915) betrieben wurde. Armenier in der Diaspora hatten im Januar 2001 erfolgreich eine Anerkennung des Völkermords durch das Französische Parlament erreicht, nachdem sie im Oktober 2000 in den USA aufgrund der geostrategischen Bedeutung, die die Türkei für die USA hat, mit einem entsprechenden Antrag gescheitert waren. Den Versuch der Türkei, in dieser Frage selbst kulturpolitisch in die Offensive zu gelangen, beweisen nicht nur die geschilderten Ausstellungen, sondern auch die Versuche des türkischen Kultusministeriums, die ausländischen in der Türkei arbeitenden Archäolog/inn/en u. a. mit Verteilung von CD-Roms auf dem jährlichen Denkmalpflegekongreß dazu zu bringen, in ihren Ländern die türkische Version der Armeniermassaker zu vertreten und zu verbreiten.

Die Armenier sollen als äußerer Feind erscheinen, der das Osmanische Reich angegriffen hat. Diejenigen von ihnen, die gestorben sind, sind nach türkischer Sicht im Kampf gefallen bzw. auf der Flucht umgekommen. Unterstützend für den zweiten Teil der Geschichtsm Manipulation werden die neuen Ausstellungen mit den Knochen Getöteter eingerichtet, dem ersten Teil dagegen dient das Verschweigen des

armenischen Charakters von Monumenten. Nur in einem einzigen Fall habe ich auf einer Informationstafel lesen können, daß die zu besichtigende Kirche von Armeniern erbaut wurde: bei der Kirche auf der Insel von Achtamar im Vansee. Dort allerdings kann man eine andere interessante Art der Manipulation feststellen: Die Reliefs an der Außenwand der Kirche, so die Tafel, bezeugten eine Mischung christlicher und islamischer Bildprogramme. Die Szenen des unteren Registers, welche tatsächlich aus dem Alten Testament stammen (Adam und Eva, Ionas und das Kétos, David und Goliath etc.), werden zu einem islamischen Bildprogramm erklärt, da sie ja (den Verfassern der Tafel) aus dem Koran bekannt sind. Wenn man also schon den armenischen Charakter eines Monuments zugibt, dann versucht man es immerhin noch nachträglich zu islamisieren - ungeachtet dessen, daß ein islamisches Bildprogramm aufgrund des Bilderverbots im Islam gar nicht denkbar ist.

Reinhard Jung
Institut für Prähistorische Archäologie
Altensteinstr. 15
14195 Berlin
reinjung@hotmail.com

Literatur:

- Özdoğan 1998: M. Özdoğan, Ideology and Archaeology in Turkey. In: Lynn Meskell (Hrsg.), *Archaeology Under Fire. Nationalism, Politics and Heritage in the Eastern Mediterranean and Middle East* (London, New York 1998) 111-123.
- B. u. W.-D. Niemeier 1997: B. u. W.-D. Niemeier, Milet 1994-1995. Projekt „minoisch-mykenisches bis protogeometrisches Milet“: Zielsetzung und Grabungen auf dem Stadionhügel und am Athenatempel. *Arch. Anz.* 1997, 189-248.
- Ünal 1999: A. Ünal, *The Hittites and Anatolian Civilizations* (ohne Ort u. ohne Jahr - 1999).
- Vryonis 1995: Sp. Vryonis, Prior tempore, fortior iure: ethnojenetikés theoríes sti NA Ewrópi katá ton 206 áona (neugriech.: prior tempore, fortior iure: ethnogenetische Theorien in SO-Europa während des 20. Jahrhunderts). *Egnatia* 4, 1993-1994 (1995), 189-220.

Tagungsberichte

In chronologischer Folge findet Ihr hier die Berichte von einer Tagung in Leipzig, die interdisziplinär die gemeinsame Forschungsgeschichte von Historikern bzw. Volkskundlern und Archäologen thematisierte, und der letztjährigen TAG in Dublin.

A) Volksgeschichte, völkisches Denken und regionenbezogene Identifikation: ein internationaler Vergleich. Bemerkungen zur Sektion 3 der Jahrestagung des SFB 417 vom 30.11.–1.12.2001 in Leipzig

Im Mittelpunkt der Jahrestagung des Leipziger Sonderforschungsbereichs 417 „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen“ standen verschiedene Regionalisierungen im Vergleich. Die von Matthias Middell und Ulrike Sommer (beide SFB 417, Leipzig) zusammengestellte dritte Tagungssektion galt volks- und landesgeschichtliche Regionalisierungskonzepten des 20. Jahrhunderts aus West-, Mittel- und Osteuropa.¹ Der kleine Teilnehmerkreis ermöglichte ein hohes Maß an Konzentration auf das Sektionsthema und gewährleistete „kurze Wege“ zum besseren Verständnis. Die Diskussionen machten deutlich, dass Archäologen und Historiker gemeinsam über die Genese ihrer Fächer arbeiten und vor allem die frühen interdisziplinären Forschungskonzepte kritisch reflektieren müssen.

In den letzten Jahren erschienen mehrere Arbeiten, die sich mit dem Kriegseinsatz der deutschen Geschichts- und Sozialwissenschaften beschäftigten.² Deutsche Historiker und Archäologen bearbeiteten mit Methoden der Geographie, der Landes- und Volkskunde und der Sprachforschung Fragen des historischen Siedlungsverhaltens, der Staats- und der Kulturgeschichte. Es wird

immer deutlicher, wie seinerzeit Ergebnisse sowohl durch revisionistische Kreise nach dem Ersten Weltkrieg als auch durch den NS-Staat und seine Organe zur vorauseilenden und nachträglichen Legitimierung von territorialen Plänen, tatsächlichen Annexionen und anschließender Bevölkerungspolitik genutzt wurden oder genutzt werden sollten.

Ausgehend von zwei Vorträgen der Sektion und unseren eigenen, ersten Forschungsergebnissen wollen wir uns im folgenden damit beschäftigen, auf welche Konzepte die Vorgeschichtsforschung konkret zurückgriff oder: in welche Konzepte die Vorgeschichtsforschung eingegliedert wurde. Sachsen wird dabei aus zwei Gründen im Mittelpunkt stehen. 1. Leipzig wirkte mit seiner Universität seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als ein Zentrum der landesgeschichtlichen Forschung, prägte in hohem Maße die Methodenentwicklung dieser Disziplin und bildete mehrere Jahrzehnte einen personellen Knotenpunkt für die deutsche Landesgeschichts- und Volkstumsforschung. 2. Es liegen bislang lediglich Arbeiten zur Forschungsgeschichte der Volks- und Landesgeschichtsforschung von Historikern³ vor, die naturgemäß die Verhältnisse zur

1 <http://www.uni-leipzig.de/~sfb417/>. In einer der kommenden Ausgaben des *Archäologischen Nachrichtenblattes* wird ein Bericht zur gesamten 3. Sektion mit allen 13 Beiträgen und Referenten erscheinen.

2 Zur Rolle der Vorgeschichte u. a.: Arnold/Hassmann 1995; Arnold 1997/98; Halle/Schmidt 1999; Härke 2000; Leube 2002; Steuer 2000; Strobel 2000; Wolfram/Sommer 1993.

prähistorischen Archäologie unberücksichtigt lassen.

Landesgeschichte

Matthias Middell beschrieb die landesgeschichtlichen Studien an der Universität Leipzig, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert durch Karl Lamprecht⁴ maßgeblich geprägt wurden. Innerhalb der Historischen Wissenschaften etablierte sich in Sachsen die Landesgeschichte schnell und dominant, nach dem Ersten Weltkrieg sah man in ihr die Sphäre, in der sich mit wissenschaftlichen Methoden auch Fragen der Nationalgeschichte beantworten ließen. Ursprünglich stand jedoch die Bearbeitung aller historischen Artefakte eines Raumes/einer Landschaft/einer Heimat im Mittelpunkt als eine Art kleinräumige Kulturgeschichte. Die Vielfalt der landesgeschichtlichen Fragestellungen führte schnell zu einer Modernisierung und Erweiterung der Methoden, zu einem richtungsweisenden interdisziplinären Wissenschaftskonzept. „Neben die klassische, narrative Rekonstruktion geschichtlicher Gegebenheiten und die textkritische Edition archivierter Dokumente traten zunehmend die Statistik und - deutlicher noch – die inhaltlich variierende Geschichtskarte.“⁵ Gemeinsam mit Historikern, Sprachhistorikern, Geographen und auch Archäologen wurden u. a. Verbreitungskar-

ten als Momentaufnahmen regionaler „Volkszustände“⁶ erarbeitet. Damit konnten Kultur und Geschichte auf höchst überzeugende Weise dokumentiert und visualisiert werden.⁷ Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wurde so ein wissenschaftliches, argumentatives Instrumentarium entwickelt, auf das in den Krisenjahren danach zurückgegriffen werden konnte. Ergänzung fanden diese Methoden durch verschiedene kulturmorphologische Verfahren, die seit 1920 im Bonner „Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande“ unter der Leitung Aubins entwickelt worden waren.⁸

Nach dem Ersten Weltkrieg bestanden für deutsche Landeshistoriker wie den Leipziger Kötzschke⁹ klare politisch motivierte Aufgaben: einerseits sollten die in den Abtretungsgebieten des Versailler Vertrages verbliebenen Angehörigen des Deutschen Reiches als die vermeintlichen Frontkämpfer der deutschen Revisionspolitik gestärkt werden, andererseits sollte auf die „antideutsche Wissenschaftsfront“ reagiert werden, innerhalb derer polnische Historiker, Archäologen und Soziologen die bislang deutschdominierten Geschichtsdarstellungen kritisierten.¹⁰ Die „kulturstiftenden Dimensionen“ der deutschen Ostexpansion im Mittelalters wurden von ihnen relativiert oder abgelehnt, so dass sich Landeshistoriker wie Kötzschke die Aufgabe stellten, einen Nachweis sowohl für die ethnische

3 Inzwischen gibt es aus dieser Richtung sehr viel, unbedingt zu nennen sind: Fahlbusch 1994; ders. 1999; Piskorski u. a. 2002; Haar 1998; ders. 1999 sowie G. Aly, J. Kocka, J. Rüsen, W. Schieder, H.-U. Wehler u. a.

4 U. a. Chickering 1993; Schorn-Schütte 1984.

5 Oberkrome 1993, 84.

6 Oberkrome 1993, 85.

7 Lamprecht/Kötzschke 1900.

8 Dazu ausführlich Fahlbusch 1994; ders. 1999.

9 U. a. Held 1998; Held/Schirmer 1999.

10 Zahlreiche Organisationen unterstützten mit ihrer interdisziplinären Arbeit diese Ziele. Genannt seien hier die Leipziger Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung, der Deutsche Schutzbund für das Grenz- und Auslandsdeutschtum, der Verein für das Deutschtum im Ausland und der Deutsche Schutzbund. Vgl. dazu Fahlbusch 1994.

Kontinuität zwischen germanischer Urbevölkerung und mittelalterlichen deutschen Siedlern als für kulturelle „Rangunterschiede“ zwischen Slawen und Germanen zu erbringen. Kötzschke erkannte verhältnismäßig früh die Potentiale archäologischer Forschung und bemühte sich um eine institutionelle Verankerung. Seit 1928 trat Kötzschke im Namen der Kommission zur Förderung der prähistorischen Forschung an der Universität Leipzig für die Einrichtung eines entsprechenden Ordinariats ein. In einem Schreiben Kötzschkes und anderer Kommissionsmitglieder heißt es im Sommer 1929 „Besonders in den Vordergrund getreten sind in den letzten Jahren die Beziehungen zum Osten, da von slavischer Seite in steigendem Masse Versuche unternommen werden, die vorgeschichtlichen Befunde im deutschfeindlichen Sinne zu politischen Zwecken umzufälschen.“¹¹ Mehr als zehn Jahre später agierte die sächsische Landesgeschichtsforschung immer noch im Kampf um den deutschen Osten und nahm Einfluß auf die Vorgeschichtsforschung. Bei den Verhandlungen um die Neubesetzung des Leipziger Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschichte im Jahr 1942 sprach sich Kötzschke, wieder Mitglied der Berufungskommission, ausdrücklich für von Richthofen als den einzig möglichen Kandidaten aus.¹² Im Schreiben der Fakultät an den Reichserziehungsminister in dieser Angelegenheit lobte man von Richthofen so: „In diesem Kampf um den deutschen Osten war Prof. v. R., soweit dieser Kampf mit Mitteln der Vorgeschichtswissenschaft auszufechten war, geradezu der Führer.“¹³

Die inhaltliche Nähe zwischen Landesgeschichte und Vorgeschichte ist jedoch kein sächsisches Phänomen. Uta Halle¹⁴ (Berlin) beschrieb in ihrem Vortrag in Leipzig u. a. das 1937 veröffentlichte, finanziell großzügig unterstützte Ausgrabungsprogramm für das Rheinland, mit dem die „völkischen Zentralprobleme rheinischer Vorzeit“ durch Untersuchungen von Ringwällen, offenen Siedlungen, sowie Grabhügelfeldern und vor allem der fränkischen Reihengräberfriedhöfe geklärt werden sollten. Der Versuch, die Archäologie in den Dienst der Stammes- und Volksgeschichte zu stellen, hat im Rheinland eine bis in die 1920er (Franz Steinbach) zurückreichende Geschichte, war aber seinerzeit von archäologischer Seite abgelehnt worden. Die Arbeit des massiv in die Westforschung involvierten Historikers Franz Petri „Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich: die fränkische Landnahme in Frankreich und in den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze“ (Bonn 1937) löste innerhalb der deutschen Archäologie eine Diskussion über die Nachweismöglichkeiten frühmittelalterlicher Ethnien in Frankreich, den Beneluxländern und im Rheinland aus. Kurt Tackenberg sprach sich seinerzeit für eine archäologische Frankenforschung aus und probte so den Schluß mit der Landesgeschichte. Als ein weiteres Beispiel seien hier die Forschungen Werner Bests genannt, die Hubert Fehr (Freiburg) in seinem Referat beschrieb. Best bemühte sich im Anschluß an die Forschungen von Hans Zeiß zu den germanischen Gräbern zwischen Loire und Seine, gleichar-

11 UAL Phil. Fak. B2/2122, 63 (18.7.1929). Am 21.6.1933 genehmigte das sächsische Volksbildungsministerium das Ordinariat für Vorgeschichte an der Leipziger Universität. Bezeichnenderweise wurde im gleichen Zuge die Professur für osteuropäische Geschichte, deren Inhaber Braun am 1.10.1932 emeritiert worden war, gestrichen. UAL Phil. Fak. B2/2122, 81.

12 UAL Phil. Fak. B2/22 43 Bd. 1, 16. (9.12.1942)

13 UAL Phil. Fak. B2/22 43 Bd. 1, 18. (19.12.1942)

14 Halle in Vorb.

tige Untersuchungen in Burgund zu veranlassen. Ziel war in jedem Fall der Nachweis weitreichender germanischer/fränkischer Besiedlung im frühmittelalterlichen Westeuropa.

Aus der ethnisch orientierten Landesgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts entwickelte sich in ganz Deutschland in den 1930er Jahren eine dezidiert volkshistorische Richtung der Geschichtswissenschaft. Für beide Disziplinen war die Vorgeschichtsforschung attraktiv, da sie eine zeitliche Verlängerung der Argumentationen ermöglichte und vor allem Geschichte beeindruckend visualisieren konnte.

Politische Geographie

Wolfgang Natter (Lexington/Leipzig) referierte über die Rezeption F. Ratzels.

Friedrich Ratzel (1844–1904) übernahm 1886 den Geographischen Lehrstuhl der Universität Leipzig, den er bis zu seinem Tod innehatte. In seiner Anthropogeographie (1882/1891) umriss er als deren Aufgabe die Erforschung des Siedlungsverhaltens der verschiedenen Völker, Rassen und kleinerer Gruppen und dessen Ursachen mittels der Kartierung von Siedlungsgebieten. Damit eng verbunden sah er die Notwendigkeit, die Wirkung der Natur auf Körper und Geist des Menschen zu erforschen.¹⁵ Dieser geographischen Determiniertheit des Menschen widmete er sich ausführlich in seinem Werk Politische Geographie (1897). Von darwinistischen Theorien begeistert, ging er studierte Geologe und Zoologe Ratzel davon aus, dass die menschliche Gesellschaft von den gleichen Gesetzen geleitet werde wie die Natur. Jeder lebende Organismus brauche zum Leben ein Territorium

einer bestimmten Größe oder: Lebensraum. Um zu Überleben, müsse jeder Organismus (oder Staat) seinen Lebensraum ständig vergrößern. Dieser Kampf um Raum traf den Zeitgeist des Imperialismus.¹⁶ Für Ratzel waren Staaten Organismen unterschiedlicher Entwicklungsniveaus, die nicht durch eine gemeinsame Ethnie oder rassische Verwandtschaft geprägt und begründet wurden, sondern durch den Boden, das Land, worunter Ratzel ausdrücklich nicht den politischen Raum, also das staatliche Territorium verstand. Am Ende seines Lebens revidierte Ratzel diese Sicht und konstatierte naturgegebene Unterschiede zwischen Rassen und Völkern und korrigierte seine Gleichsetzung von ‚Volk‘ und ‚Staatsvolk‘ zu ‚Volk‘ und ‚Ethnos‘.¹⁷ Ratzel agitierte seine Leipziger Historikerkollegen bezüglich einer engen Zusammenarbeit aller Staats-, Kultur- und Geschichtswissenschaften mit dem Ziel einer historischen Geographie und legte zweifellos eine Grundlage für die Landesgeschichte sächsischer Prägung.

Auf Ratzel aufbauend entwickelte der schwedische Staatswissenschaftler Rudolf Kjellen den Begriff der Geopolitik. In seinem Grundriß zu einem System der Politik (1920) formulierte er eine Staatstheorie, die von fünf gleichberechtigten Elementen getragen wurde: Geopolitik (Boden), Demopolitik (Bevölkerung), Ökopolitik (Wirtschaft), Kratopolitik (Herrschaftsform) und Soziopolitik (Gesellschaft). Als Synthese aus den Ideen Ratzels und Kjellens entwickelte Karl Haushofer (1869–1946) eine praktisch orientierte Geopolitik. Getragen von der Annahme, dass die politische Entwicklung eines Staates durch seine geographische Lage und Situation bestimmt sei, wollte er den Politikern „Rüstzeug“ zum

15 Steinmetzler 1956, 23ff.

16 Bassin 1987, 478f.

17 Oberkrome 1993, 45.

politischen Handeln liefern.¹⁸ In diesem Sinne gab er zwischen 1924 und 1944 monatlich die Zeitschrift für Geopolitik heraus, die Politiker und Intellektuelle im In- und Ausland erreichte. In Hinblick auf die geopolitische Forschung erfolgte im Dritten Reich offensichtlich eine nur teilweise Integration von Versatzstücken geopolitischer Thesen in volkstumkundliche Konzepte. An die Stelle der Erforschung der physischen Umgebung einer staatlichen Einheit der klassischen Geopolitik trat die volkstumkundliche Erforschung von Kulturlandschaften.¹⁹ Einflussreicher war sicherlich Haushofers Vorsitz im Verein für das Deutschtum im Ausland. Hier zeigt sich besonders das skizzierte Geflecht von Vorgeschichts-/Landesgeschichts-/Volkstumsgeschichtsforschung, das darüber hinaus gleichzeitig auf ein weitverzweigtes, von persönlichen Kontakten geprägtes Netzwerk zurückgreifen konnte.²⁰ Haushofer schloß sich eng an Albert Brackmann an, den Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und Leiter der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft.²¹ Über die Arbeit von Prähistorikern in dieser Institution ist wenig bekannt, bislang kennen wir nur die Zusammenarbeit von Wilhelm Unverzag mit Brackmann. 1932/34 wurde die Burg Zantoch bei Landsberg an der Warthe archäologisch untersucht und dokumentierte, so Unverzag, die „langandauernden, wechselvollen Kämpfe zwischen Pommern und Polen“.²² In der Brackmann-Festschrift von 1942 vertrat wieder

Unverzag die Vorgeschichtsforschung und unterstellte sie in seinem Aufsatz ganz der historischen Ostforschung.²³

Für uns beide waren die erwähnten Referate so wie die gesamte Sektion ein wichtiger Impuls bei der forschungsgeschichtlichen Reflexion. Uns wurde mehr denn je deutlich, dass Forschungsfragen und Methoden nicht allein im Fach selbst entwickelt und getestet werden, sondern das institutionelle Verankerungen das Forschungsdesign prägen und den Methodentransfer oft erst ermöglichen. Daraus ergibt sich deutlich die Notwendigkeit, die nachweislich interdisziplinäre prähistorische Forschung des 20. Jahrhunderts auch interdisziplinär zu analysieren. Viel Spaß und Einsichten uns allen damit!

Susanne Grunwald und Anne Homann
Universität Leipzig
SFB 417 - Teilprojekt A5
Brühl 38-50
04109 Leipzig
susgrun@rz.uni-leipzig.de
bzw.
Universität Leipzig
Professur für Ur- und Frühgeschichte
Ritterstraße 14
04109 Leipzig

18 Haushofer 1928, 27.

19 Bassin 1987, 129.

20 Haar 1999. Haar reflektiert darin präzise die biographische Vernetzung zahlreicher, vor allem in Ostpreußen wirkender Historiker, die auch nach 1945 Entscheidungsträger und Richtungsgeber waren. Siehe auch: Haar 1998.

21 Nach 1931 wurde die Leipziger Stiftung für Kulturbodenforschung aufgelöst, Nachfolger war in Sachen „Grenz- und Auslandsdeutschtum“ Brackmanns Forschungsgemeinschaft (Haar 1999, 225).

22 Brackmann/Unverzag 1936.

23 Unverzag 1942.

Literatur

- Arnold/Hassmann 1995: B. Arnold/H. Hassmann, Archaeology in Nazi-Germany: the Faustian bargain. In: P. Kohl/C. Fawcett (ed.), *Nationalism, Politics and the practice of archaeology* (Cambridge 1995) 70-81.
- Arnold 1997/98: B. Arnold, The power of the past: nationalism and archaeology in 20th century Germany: *Arch. Polonia* 35-36, 1997/98, 237-254.
- Bassin 1987: M. Bassin, Race contra space: the conflict between German Geopolitik and National Socialism. *Political Geography Quarterly* 6, 1987, 115-134.
- Brackmann/Unverzagt 1936: A. Brackmann/W. Unverzagt, *Zantoch, eine Burg im deutschen Osten* (Leipzig 1936).
- Buchholz 1998: W. Buchholz (Hrsg.), *Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme - Analyse - Perspektiven* (Paderborn 1998).
- Chickering 1993: R. Chickering, *Karl Lamprecht : a German academic life (1856 - 1915)* (New 1993).
- Fahlbusch 1994: M. Fahlbusch, *Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland. Die Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920–1933* (Bochum 1994).
- Fahlbusch 1999: M. Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die "volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945* (Baden-Baden 1999).
- Fehr 2000: H. Fehr, Hans Zeiss, Joachim Werner und die archäologischen Forschungen zur Merowingerzeit. In: Steuer 2000, 311-416.
- Haar 1998: I. Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Die deutsche Geschichtswissenschaft und der "Volkstumskampf im Osten* (Diss. phil. Halle 1998).
- Haar 1999: I. Haar, "Kämpfende Wissenschaft". Entstehung und Niedergang der völkischen Geschichtswissenschaft im Wechsel der Systeme. In: Schulze/Oexle 1999, 215-240.
- Halle i. Vorb. : U. Halle, *"Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch!". Eine dokumentarische Studie zur prähistorischen Archäologie im Spannungsfeld völkisch-nationaler Wissenschaft und Politik* (Habil-Schrift HU Berlin).
- Halle/Schmidt 1999: U. Halle/M. Schmidt, "Es handelt sich nicht um ...". Bericht über die internationale Tagung "Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945. Berlin 19.-23.11.1998. *Arch. Inf.* 22/1, 1999, 41-52.
- Härke 2000: H. Härke (ed.), *Archaeology, Ideology and Society, the German experience* (Frankfurt 2000).
- Haushofer 1928: K. Haushofer u. a. (Hrsg.), *Bausteine zur Geopolitik* (1928).
- Held 1998: W. Held, Traditionen und Probleme sächsischer Landesgeschichte vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Buchholz 1998, 161-177.

- Held/Schirmer 1999: W. Held/U. Schirmer (Hrsg.), *Rudolf Kötzschke und das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Universität Leipzig* (Beucha 1999).
- Lamprecht 1898/99: K. Lamprecht, Die Bedingungen der neueren deutschen Geschichte. *Der Kynast* 1, 1898/99, 252-267.
- Lamprecht/Kötzschke 1900: K. Lamprecht/R. Kötzschke, *Über historische Grundkarten* (Gotha 1900).
- Leube 2002: A. Leube (Hrsg.), *Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945* (Berlin 2002).
- Oberkrome 1993: W. Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*. *Krit. Studien zur Geschichtswiss.* 101 (Göttingen 1993).
- Piskorski u. a. 2002: J. M. Piskorski/J. Hackmann/R. Jaworski (Hrsg.), *Deutsche Ostforschung" und "polnische Westforschung" im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich* (Poznan 2002).
- Schorn-Schütte 1984: L. Schorn-Schütte, *Karl Lamprecht, Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik* (Göttingen 1984).
- Schulze/Oexle 1999: W. Schulze/O.G. Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus* (Frankfurt 1999).
- Steinmetzler 1956: Johannes Steinmetzler, *Die Anthropogeographie Friedrich Ratzels und ihre ideengeschichtlichen Wurzeln* (Bonn 1956).
- Steuer 2000: H. Steuer (Hrsg.), *Eine hervorragende nationale Wissenschaft*. *RGA Ergänzungsbd.* 29 (Berlin 2000).
- Strobel 2000: M. Strobel, Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Deutschland - Aspekte ihrer Entwicklung. Die Bodendenkmalpflege zur Zeit des Nationalsozialismus. *Arch. Nachrbl.* 5, 2000, 223-232.
- Unverzagt 1942: W. Unverzagt, Landschaft, Burgen und Bodenfunde als Quellen nordostdeutscher Frühgeschichte. In: *Deutsche Ostforschung* (Leipzig 1942) 265-290.
- Wolfram/Sommer 1993: S. Wolfram/U. Sommer (Hrsg.), *Macht der Vergangenheit - wer macht Vergangenheit*. *Archäologie und Politik. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa* 3 (Wilkau-Haßlau 1993).

B) Nachrichten von der TAG 2001, 13.-15. Dezember 2001 in Dublin

28 Sessions, 234 Vorträge – zumindest von der Quantität her hatte die diesjährige Tagung der *Theoretical Archaeology Group* mindestens ebenso viel zu bieten wie vergangene TAGs. Erstmals tagte sie mit Dublin in einer Stadt außerhalb des United Kingdom, ein Umstand, der sich m. E. allerdings kaum bemerkbar machte – im Positiven wie im Negativen. Es fiel zwar auf, das von den Leuten, die die TAG lange Zeit bestimmt haben („Prozessualisten“ wie „Postprozessualisten“), nur noch sehr wenige gekommen waren; das hatte aber vermutlich andere Gründe (s. u.).

Die Organisatoren der Tagung traten nicht weiter in Erscheinung (was ja ein gutes Zeichen ist), und die äußeren Bedingungen waren akzeptabel: Zwar empfanden alle Teilnehmer insbesondere die größeren Vortragssäle als unterbeheizt, wie auch das gesamte Universitätsgebäude des UCD einen eher unangstlichen Eindruck machte (eine ehemalige Dubliner Studentin erzählte mir halb im Scherz, daß sich die Architekten beim Bau in den 60er Jahren alle Mühe gegeben hätten, den längeren Aufenthalt in den Gebäuden so unattraktiv wie möglich zu machen, um Studentenaufuhr so bereits im Keim zu ersticken), dafür fand der obligatorische Weinempfang im Historischen Nationalmuseum in außerordentlich repräsentativen Räumlichkeiten statt. Danach ging es in die vollkommen überfüllten Pubs der Innenstadt. Die traditionelle Party am nächsten Tag in der sterilen Student's Union der Uni wurde leider bereits um 00.30 Uhr abrupt beendet, was auch für die Organisatoren wohl etwas überraschend kam.

Naturgemäß ist es einer einzelnen Person unmöglich, alle Sessions zu besuchen, von denen bis zu neun (!) parallel lagen; insofern

basieren die folgenden Bemerkungen auf einem nur kleinen Ausschnitt aller Vorträge. Der Gesamteindruck war ziemlich durchgewachsen, insbesondere im Vergleich zu früheren TAGs. Neben meinen eigenen Erfahrungen (Reading 1995, Birmingham 1998) greife ich dabei auf zwei informative Berichte von Ulrike Sommer (Reading 1995) bzw. Heidrun Derks und Ulrike Sommer (Bournemouth 1997) in den Theorie-AG-Rundbriefen zurück (1/1996 bzw. 1/1998). TAG ist im Laufe der letzten Jahre zwar immer größer und umfangreicher geworden (s. Abb.), doch die Qualität der Beiträge hat da nur sehr bedingt Schritt gehalten. Wie Ulrike Sommer bereits 1996 feststellte, entwickelt sich TAG zu einem Forum, auf dem junge Archäologen ihre ersten Vorträge halten.

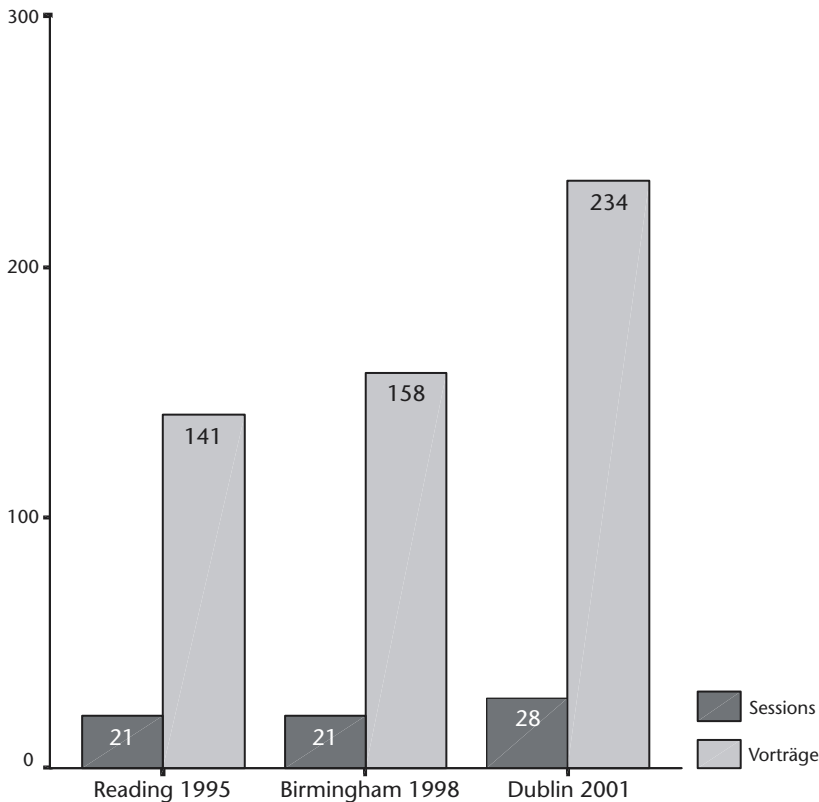
Weder anhand der von mir besuchten Sessions noch mit Hilfe der Abstracts ist abzusehen, wo die theoretische Reise hinführen wird; wie in den Jahren zuvor fehlten klare Trendsetter. Die großen Debatten scheinen ausgestanden, ohne daß von TAG ein deutliches Signal zum Aufbruch im Sinne einer Synthese der ehemals konkurrierenden Ansätze ausginge. Doch was kommt danach? Am auffälligsten waren auf der Dubliner TAG vielleicht die zahlreichen Sessions und Vorträge, die sich in der einen oder anderen Form mit dem Verhältnis von Archäologie und archäologischem und nicht-archäologischem Publikum beschäftigten („Teaching archaeological theory: Bridging the gap“, „It's not size that matters! Making the most of archaeological events and theoretical engagements“, „Colonial and neo-colonial pasts“, „Public archaeology: International perspectives, debate and critique“, „Heritage: Images and representatives of the past“, „Working in archaeology: Craft and/or Labour“ und

zahlreiche Einzelvorträge). Selbstreflektion ist gut und wichtig, aber ihr massiertes Auftreten zeigt nur, daß TAG ganz offensichtlich die fesselnden Themen ausgegangen sind.

Es ist wohl kein Zufall, daß die Zahl der deutschen Teilnehmer seit dem ersten Schub anläßlich der TAG in Lampeter 1990 stetig abgenommen hat.

Rückblickend erscheint es mir ziemlich bezeichnend, daß die intellektuell ansprechendste Session, die gleichzeitig die besten Diskussionen aufzuweisen hatte, die auf den ersten Blick etwas abstrus anmutende Sektion „The Archaeology of Zoos“ war. Tatsächlich zeigte sich hier eindrucksvoll,

welche Bedeutungsschichten ein archäologisch geschultes Auge auch zeitgenössischer materieller Kultur entlocken kann, z. B. wenn es um die Zooarchitektur oder „Zoos as landscape“ ging. Interessant, wenn auch vielleicht wenig überraschend, war für mich zudem die Einsicht, wie ähnlich sich letztendlich die Bemühen sind, Tierwelt und archäologisches Erbe zu erhalten („Rockcarvings seen as endangered species of prehistoric monuments“). Bei beiden stellt sich außerdem dieselbe Frage, wie authentisch eigentlich das ist, was wir retten. Die Geschlossenheit der Vorträge lag allerdings auch darin begründet, daß die weit überwiegende Zahl der Vortragenden in einem gemeinsamen mehrjährigen Projekt



(info: <http://www.arch.cam.ac.uk/~ch264/zoos.html>) involviert ist; nicht zuletzt war das gehobene Niveau der Session aber auch das Verdienst der Organisatoren Cornelius Holtorf und David Van Reybrouck, die die Diskussionen geschickt leiteten.

Besonders im Gedächtnis haften blieb mir darüber hinaus die vorwiegend von Genetikern bestrittene Session „Genetics, Archaeology and Anthropology“; ganz ähnliche Fragen kamen jedoch auch in der Session „Migration and Colonisation in Archaeology“ zur Sprache.

Dabei lag das Schwergewicht eindeutig auf der Gewinnung von Daten zu den Y-Chromosomen (jenen, die über die männliche Linie vererbt werden; bisherige Forschungen [z. B. zur sog. „Black Eve“] basierten hauptsächlich auf der DNA der Mitochondrien [mt-DNA], die über die mütterliche Linie weitergegeben werden). Hier scheinen sich gegenüber der mt-DNA interessanterweise abweichende Verbreitungsmuster abzuzeichnen, die als Hinweis auf eine größere Mobilität der Frauen gedeutet wurden. Es wurde aber auch deutlich, daß neben Anthropologie und Archäologie auch die Sprachwissenschaften Substantielles zur Frage von Migrationen zumindest ab dem Frühmittelalter beitragen können.

Neben guten anthropologischen Beiträgen, die sich auch bei der ethnologischen Theoriebildung auf einem aktuellen Stand zeigten, fiel mir ein Beitrag besonders negativ auf, der allen Ernstes eine platte Übereinstimmung zwischen DNA-Untersuchungen und archäologischen Kulturen aufzuzeigen suchte, die bis in die Gegenwart reiche. Was mich hierbei erschütterte, war weniger der Vortrag an sich, als vielmehr die Reaktion des Auditoriums: Es kam keinerlei kritische Rückfrage, obwohl doch die Ausführungen

des Vortragenden einen Rückfall ins 19. Jahrhundert darstellten (mir selbst hatte es im wahrsten Sinne des Wortes die Sprache verschlagen).

Leider war dieses Verhalten recht symptomatisch für die ganze TAG: Die Qualität der meisten Diskussionsbeiträge war enttäuschend, kontroverse oder problematische Punkte der Vorträge wurden meist von vornherein ausgeklammert. Man wollte sich offensichtlich gegenseitig nicht weh tun.

Hätte ich meine Reise nach Dublin nicht mit ein paar Tagen Urlaub verbunden, wäre ich vermutlich ziemlich enttäuscht nach Hause gefahren; die TAG wies auch gegenüber meinen früheren Erfahrungen einfach zu viele Defizite auf, insbesondere was die Qualität der Vorträge und die Diskussionskultur anging. Ich möchte es nicht darauf schieben, daß TAG in Irland stattfand, da es sich hier um Sachverhalte handelt, die sich als Tendenz schon seit einigen Jahren abzeichnen: Die Quantität nimmt zu, die Qualität dagegen ab, und die großen Namen ziehen sich zurück. Wollte man dieser Entwicklung Einhalt gebieten, müßte man vermutlich das gesamte Konzept der TAG umstrukturieren, aber danach sieht es nicht aus.

Ich zumindest werde mir wohl einige Jahre Zeit lassen, bis ich wieder zu einer TAG fahre.

*Nils Müller-Scheeßel
Römisch-Germanische Kommission
Palmengartenstr. 10-12
60325 Frankfurt a. M.*

